Zeitschrift: Jahrbuch für Solothurnische Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Solothurn
Band: 66 (1993)

Artikel: Denkmalpflege im Kanton Solothurn 1992
Autor: Bracher, Jürg / Hochstrasser, Markus / Rutishauser, Samuel
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-325138

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DENKMALPFLEGE IM KANTON SOLOTHURN 1992

Von Jürg Bracher (J.B.), Markus Hochstrasser (M.H.), Samuel Rutishauser (S.R.), Markus Schmid (M.S.).
Redaktion: Markus Hochstrasser

Vom Umgang mit historischen Bauwerken

Die Denkmalpflege sieht ihre Aufgabe traditionellerweise darin, bedeutende historische Bauwerke, die ganz oder teilweise vom Verfall oder von einer einschneidenden Umnutzung bedroht sind, zu retten und allenfalls wiederherzustellen. Dabei stellt die jeweilige Fachstelle nicht nur ihr Fachwissen zur Verfügung, der Kanton, allenfalls auch die Gemeinde und der Bund, unterstützen solche Massnahmen zusätzlich je nach Bedeutung des Objekts mit finanziellen Beiträgen.
An solche Restaurierungen werden verschiedene Anforderungen gestellt, von denen hier nur einige wenigstens angedeutet werden können[1]: Vorerst gilt es, den historisch und künstlerisch wertvollen Bestand zu erhalten und zu sichern und allenfalls in möglichst geeigneter Weise mit den neuen Anforderungen an das Bauwerk in Einklang zu bringen. Als zweites sind alle Massnahmen am historischen Bestand so vorzunehmen, dass die Regeln der Baukunst eingehalten werden, damit Folgeschäden verhindert werden können. Und als dritter Leitsatz gilt die Forderung nach der Gewährleistung einer späteren Wiederrestaurierbarkeit.
Die erste Forderung führt in der praktischen Arbeit vielfach zu langen Diskussionen, weil die Bedürfnisse der Bauherrschaft einerseits und die Anliegen der Denkmalpflege andererseits oft nicht übereinstimmen. So stehen beim Besitzer nicht selten Wünsche der Benutzung und Umgestaltung im Vordergrund, die nach Auffassung der Denkmalpflege dem von der Öffentlichkeit geschützten und zu wahrenden Baudenkmal abträglich sind. Die Anliegen des Benützers und diejenigen der Denkmalpflege in Einklang zu bringen, erfordert in den meisten Fällen Kompromissbereitschaft von allen Seiten, von der Bauherrschaft, von der Denkmalpflege, nicht selten aber auch von den zuständigen Behörden. Solche Grundsatzfragen über die Erhaltung, Umgestaltung, massvolle Weiternutzung und Umnutzung historischer Bausubstanz werden bereits eingehend erörtert, seit die Denkmalpflege ein Thema des öffentlichen Interesses geworden ist. Diese Diskussionen zeigen, wie sich die Auffassungen über den Umgang mit historischen Bauwerken im Laufe der Zeit entscheidend verändern können.

[1] Vgl. dazu auch Alfred Wyss, Bauunterhalt und Denkmalpflege, in: Basler Stadtbuch 1982, S. 231–244, Basel 1984.

Weniger im Zentrum der öffentlichen Diskussionen stehen die Fragen nach den Regeln der Baukunst, das heisst nach der Erhaltung der materiellen Echtheit des Baudenkmals. Dies ist in zweifacher Hinsicht von Bedeutung: Einerseits sollte das Baudenkmal uns nicht nur als Abbild seiner selbst, als Kopie in ihm nicht entsprechenden Materialien, sondern als echter Zeuge auch des handwerklichen Könnens früherer Zeiten erhalten werden. Andererseits gilt es, die Regeln der Baukunst in dem Sinne anzuwenden, dass die bauphysikalischen Gegebenheiten eines historischen Bauwerks nicht beeinträchtigt werden, damit es nicht zu unwiederbringlichen Substanzverlusten kommt. So zeigt sich heute an vielen Bauwerken im Kanton Solothurn, dass der unerschütterliche Glaube an neue, fortschrittliche Materialien und Technologien in den 50er und 60er Jahren keineswegs dauerhafte Lösungen, die dem Bauwerk entsprechen, gebracht haben. Im Gegenteil, heute rächt sich beispielsweise die Verwendung von damals vielversprechenden, neuen Materialien, welche die bauphysikalischen Verhältnisse historischer Mauerwerke jedoch ignorieren. Die Folgen davon sind nicht selten Schäden, die nur mit grosser Mühe, oft auch nur unter Einsatz von umweltunverträglichen Mitteln und nach schmerzlichem Verlust historischer Substanz rückgängig gemacht werden können. So zeigt sich heute, dass beispielsweise ein falscher Anstrich in der Kirche von Kestenholz zusammen mit einer ungeeigneten Heizungsanlage innert kürzester Zeit zu derartigen Verschmutzungen geführt hat, dass die Kirche heute im Innern grau und schwarz erscheint. Abhilfe kann nur mit einem mühsamen Entfernen des Anstriches, bei dem voraussichtlich etliches von der darunter liegenden Originalsubstanz verloren gehen wird, geschaffen werden. Nicht nur ungeeignete Farbe, auch falsche Verputzarten haben oft irreparable Schäden zur Folge: verwendet man auf alten Bruchsteinmauerwerken Kunststoffmörtel und entsprechende Farben, kommt es vielfach zu derartigen Abplatzungen, dass der gesamte Verputz – oft zusammen mit historischer Substanz – abgeschlagen werden muss. Es ist auch möglich, dass infolge der «Versiegelung» des Mauerwerks die aufsteigende Feuchtigkeit – allenfalls zusammen mit Salzen – beispielsweise durch die Fenstergewände austritt und dort Schäden verursacht. Herkömmliche mineralische Mörtel sowie Kalk- und Mineralfarben wirken sich nicht negativ auf die Bauphysik solcher Mauerwerke aus. Sie ermöglichen zudem jederzeit ein Flicken oder allenfalls eine Erneuerung des Verputzes und des Anstrichs mit der ganzen vorhandenen Palette von Möglichkeiten. Kunststoffmörtel und entsprechende Farben schränken hingegen nicht nur die Möglichkeiten ein, sie erschweren oder verunmöglichen gar eine spätere sachgerechte Restaurierung.

Auch falsche Technologien können zu irreparablen Schäden führen. Bekämpft man beispielsweise die aufsteigende Feuchtigkeit durch Injektionen im Fundamentbereich oder reinigt Steine mit chemischen Mitteln, ist es möglich, dass damit Salze ins Mauerwerk eingebracht werden, die – wie beispielsweise in der Kirche von Balm oder in der Franziskanerkirche in Solothurn – wesentlich mehr Schaden als Nutzen bringen. Die Fälle, bei denen sich die falsche Materialwahl und ungeeignete Technologien abträglich auf den originalen Bestand ausgewirkt haben, häufen sich, und es gilt heute, oft nur nach zwei bis drei Jahrzehnten, solche Eingriffe so weit als möglich wieder rückgängig zu machen.

Die Schäden, die bei einem Bauwerk entstehen können, werden von verschiedenen Faktoren beeinflusst, von der historischen Bauweise, von der Wetterexposition, vom Material usw. Viele dieser Faktoren können bei einer Restaurierung nicht beeinflusst werden, ohne das Bauwerk entscheidend zu verändern. Einzig die Wahl des Materials und der Technik erlauben es uns, auf das Verhalten des Bauwerks und mögliche spätere Schäden Einfluss zu nehmen. Für den Baufachmann ist es selbstverständlich, dass alle Arbeiten an einem Bauwerk solid und dauerhaft auszuführen sind. Dies wird von der Bauherrschaft denn auch in Form von Garantieversprechungen immer deutlicher gefordert. Was heisst aber im Umgang mit historischen Bauwerken «solid und dauerhaft»?

Die Forderung und Erwartung an die Restaurierung eines Bauwerks muss darin bestehen, die Regeln der Baukunst derart einzuhalten, dass eine dem Bauwerk angepasste Technik angewendet wird. Es geht demzufolge nicht darum, eine für einen bestimmten Zeitpunkt perfekte Lösung zu finden, sondern es stellt sich die Frage nach der richtigen Lösung auf lange Sicht und im Hinblick auf eine spätere Wiederrestaurierbarkeit. Dies bedeutet in den meisten Fällen, dass die dem Bauwerk entsprechenden Mittel einer regelmässigen Pflege bedürfen, eine Aufgabe, die der Begriff der «Denkmalpflege» im wahrsten Sinne des Wortes beinhaltet. Einer solchen Pflege – oder anders ausgedrückt einem solchen Unterhalt – kommt mit der Belastung durch Umweltverschmutzungen, denen die Bauwerke seit einigen Jahrzehnten vermehrt ausgesetzt sind, heute eine erheblichere Bedeutung zu. Sie ist demzufolge auch aufwendiger und kostspieliger, da der Rhythmus der notwendigen Arbeiten kurzatmiger geworden ist. Solche durch geeignete Methoden ermöglichte Unterhaltsarbeiten zögern eine Totalerneuerung und Restaurierung mit oft gravierenden Eingriffen hinaus und machen sich deshalb auch bezahlt. Ein stets guter und sachgerechter Unterhalt kommt letztlich billiger zu stehen als die periodische Totalerneuerung eines Bauwerks. Schliesslich för-

dert er auch das Verständnis und den Erhalt historischer Techniken, was heute immer mehr verloren zu gehen droht.
Es gibt auch historische Kulturdenkmäler, die nur mit einem regelmässigen Unterhalt erhalten werden können. Wir denken dabei an die Burgruinen oder an die in letzter Zeit vermehrt ins Interesse der Öffentlichkeit gerückten historischen Gärten. Nur eine regelmässige, sachgerechte Pflege bietet Gewähr dafür, dass die geschichtsträchtigen und für unser Selbstverständnis oft eminent wichtigen Ruinenanlagen nicht nach und nach weiter zerfallen. Ausgedehnte, in grösseren Zeitabständen vorgenommene Aktionen sind nicht nur aufwendig und teuer, sie dienen letztlich dem Bauwerk nicht, da in der Zeit zwischen zwei Restaurierungsmassnahmen jeweils ein guter Teil der historischen Substanz verschwindet. Ähnliches gilt für historische Gärten, die ganz besonders darauf ausgelegt sind, regelmässig gepflegt zu werden. Eine Instandstellung eines Gartens, ohne dass nachfolgend ein Unterhalt gewährleistet ist, ist deshalb wenig sinnvoll. Damit erhält der Begriff des Unterhalts oder der Nachpflege – früher, da die handwerkliche Tradition noch Bestand hatte, eine Selbstverständlichkeit – eine Bedeutung, die von der öffentlichen Hand noch kaum wahrgenommen worden ist. Diese geht nämlich davon aus, dass es die Aufgabe des Eigentümers oder der Eigentümerin sei, allein für den Unterhalt auch eines historischen Bauwerks oder eines anderen Kulturdenkmals zu sorgen. Dies stimmt grundsätzlich, denn auch ein neues Haus bedingt regelmässige Pflege. Bedenken wir aber das oben Gesagte, stellen sich für historische Bauwerke die Probleme etwas komplexer, da Unterhaltsarbeiten nicht harmlos sind und im Hinblick auf die Substanzerhaltung und die zukünftige Erneuerbarkeit Massnahmen verlangt werden müssen, die eine erhöhte Bereitschaft für regelmässige Aufwendungen erfordern. Solche Anstrengungen sollten von der öffentlichen Hand nicht nur gefordert, sondern auch honoriert werden können; es gilt vermehrt, nicht nur an die Konservierung des Überlieferten zu denken, sondern auch die Nachpflege zu einem Thema zu machen. Damit wäre nicht nur die Erhaltung der historischen Substanz gewährleistet, sondern es liessen sich letztlich auch Kosten für aufwendige Gesamterneuerungen einsparen. *S.R.*

Solothurn, Barfüssergasse 1

Bei der Erneuerung des Ladenlokals im Erdgeschoss wurde im Frühjahr 1992 die heruntergehängte moderne Plattendecke entfernt. Dabei kam eine ältere Balkendecke zum Vorschein, die sich bei genauerer Betrachtung als interessant erwies.

Bemalte Stubendecke

Die zwischen die beiden Brandmauern eingespannten Deckenbalken sind sauber abgefast und in einem normalen Sprungmass von durchschnittlich 110 cm verlegt. In seitliche Nuten sind breite Blindbodenbretter, stumpf aneinander gestossen, eingeschoben. Wie die Balken sind sie glatt gehobelt. Die Decke trägt mehrere Anstriche, als jüngsten eine dekorative Fassung in Form von Ranken und Begleitbändern in grauen und blauen Farbtönen auf weissem Grund. Auf Restaurierungsmassnahmen wurde bewusst verzichtet, da die Decke wieder mit Platten verschalt worden ist. Es erfolgte lediglich eine fotografische Dokumentation.

Alte Grundriss-Struktur

Da auch im Korridor und im hinteren Teil des Ladenlokals die Balkenlagen zeitweise freilagen, konnten hier Spuren der früheren Grundriss-Struktur gefasst werden. Im breiten Korridor ist die Decke durchwegs mit Beilhieben aufgerauht und naturfarbig. Sie war demnach einst mit einem Verputz überzogen, wahrscheinlich um einen Brandschutz zu erreichen. Im hinteren Teil des Grundrisses war die Decke ebenfalls unbemalt und verrusst, so dass man hier eine ehemalige Küche vermuten darf. *M.H.*

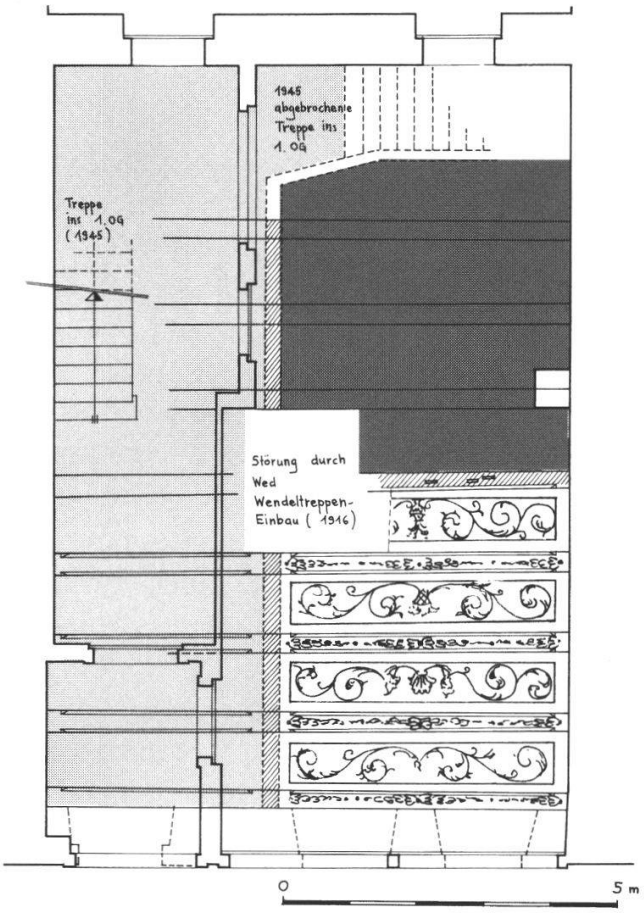


Abb. 1: Grundriss Erdgeschoss mit eingezeichneter Balkendecke. Schematisch dargestellt die bemalte Decke im gassenseitigen Raum, deunkelgrau gerastert der Bereich der ehemaligen Küche, hellgrau der Korridor.

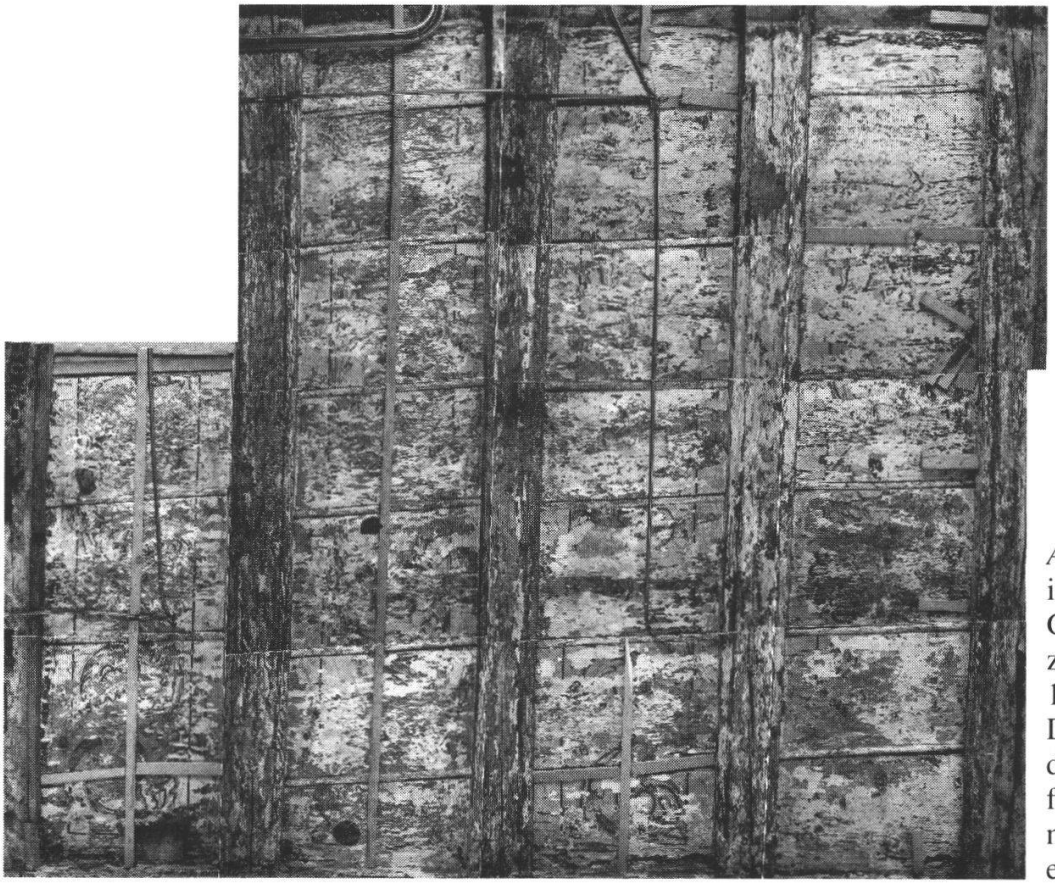


Abb. 2: Die bemalte Decke im gassenseitigen Raum, Gesamtaufnahme im Fundzustand, Fotomontage aus 14 Einzelaufnahmen. Die Dekorationsmalerei aus dem späten 17. oder dem frühen 18. Jahrhundert ist nur noch fragmentarisch erhalten.

Solothurn, Dächerplan

Das städtische Bauamt liess 1988 einen Dächerplan über das ganze Stadtgebiet erstellen. Er soll als Instrument für Entscheide in Dachgestaltungsfragen dienen. Gleichzeitig stellt er aber ein wichtiges Dokument über den Ist-Zustand der Dachlandschaft dar. Auf der Grundlage des Katasterplans 1:200 erfolgte eine Ausarbeitung nach fotogrammetrisch vermessenen Flugaufnahmen. Die Denkmalpflege beteiligte sich an den Herstellungskosten von Fr. 14 500.– mit einem Beitrag von Fr. 5000.–, da die Planunterlagen auch für denkmalpflegerische Fragen nützlich sind. Kürzlich sind sie auch im Rahmen der Fertigstellung des Kunstdenkmälerbands Solothurn I verwendet worden, als es darum ging, schematische Querschnitte durch das ganze Altstadtgebiet zu erstellen. Die Pläne dienten dabei neben dem bereits früher erstellten Höhenkurvenplan als unentbehrliche Grundlage. *M.H.*

Fotogrammetrische Aufnahmen und Ausarbeitung: M. Perrinjaquet, Bern.
Querschnitt durch die Altstadt: R. Toscano, Solothurn.

Abb. 1: Ausschnitt aus dem Dächerplan. Bereich Weberngasse/St. Urbangasse.

Abb. 2: Blick vom Turm der reformierten Kirche über die Dachlandschaft der Altstadt.

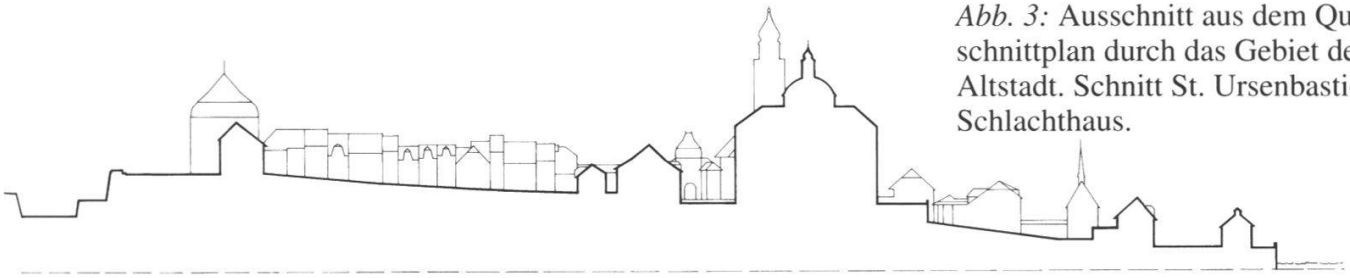


Abb. 3: Ausschnitt aus dem Querschnittplan durch das Gebiet der Altstadt. Schnitt St. Ursenbastion–Schlachthaus.

Solothurn, Gurzelngasse 21

Das schattseitig an der Gurzelngasse stehende Haus befindet sich mitten im Häusergeviert zwischen Friedhof- und Schmiedengasse, Gurzelngasse und Friedhofplatz (Abb. 1). Es gelangte 1989 im Baurecht an eine bekannte Zürcher Gastronomie- und Liegenschaftenhandelskette. Zuvor befand es sich über drei Generationen hinweg im Besitz einer einheimischen Familie, die hier eine bekannte und beliebte Gaststätte, die «Metzgerhalle», führte. Entgegen mündlichen Abmachungen wurde das Restaurant durch den Baurechtnehmer für immer geschlossen und das Patent für eine grössere Geldsumme an die Stadt verkauft, die es andernorts einsetzte. Im Oktober 1989 wurde ein Umbaugesuch eingereicht, das massive Eingriffe im Innern des Hauses und eine intensive Ausnützung im Hofbereich und in den bisher nicht bebauten Zonen im südlichen Grundstückbereich vorsah. Das Gesuch wurde durch die Altstadtkommission und das Bauamt zurückgewiesen, und die Denkmalpflege nahm eine Substanzanalyse vor, die erwartungsgemäss etliche Fakten zur Baugeschichte lieferte. Die daraus resultierende Dokumentation diente als Richtlinie für ein neues Umbauprojekt, das schliesslich bewilligt wurde. Der Umbau erstreckte sich über den Zeitraum von 1990 bis 1992.

Baugeschichte

Wie so oft fehlt uns für die seriöse Erforschung der Hausgeschichte das nachgeführte historische Grundbuch, das bekanntlich knapp bis in die Zeit um 1600 zurück erarbeitet und dann eingestellt worden ist.

Die Bauanalyse und einige dendrochronologisch bestimmte Holzproben lassen dennoch einige Aussagen zu. Sie sind jedoch als Teilresultat zu betrachten. Wir haben Bauherrschaft und Architekten bewusst dazu angehalten, die Wandverputze nur dort, wo unbedingt nötig, zu entfernen, um möglichst wenig an alten Raumdekorationen zu zerstören. Die Brandmauern sind deshalb nur partiell bis auf das rohe Mauerwerk freigespitzt worden, so dass der hier zu erwartende mittelalterliche Kernbau nicht gefasst werden konnte.

Baureste aus der Zeit um 1450

Sicher ist, dass um 1450 (Dendro SO 242–244) ein dreigeschossiger Bau in der heutigen Grundrissausdehnung entstanden ist. Die Balkenlagen aus glatt gehobelten Tannenträmeln mit Baumkanten und oben aufliegendem Blindboden konnten über dem ersten und zweiten Obergeschoss beobachtet werden. Sie sparen im Zentrum des Grundrisses, eng an der östlichen Brandmauer angelehnt, einen Treppenwechsel aus, der uns eine ursprüngliche hausinterne Erschliessung belegt (Abb. 6). Das Haus von 1450 war mit einem flachgeneigten Satteldach mit Firstrichtung Ost-West gedeckt, wie sich an einigen schwachen Negativspuren in der westlichen Brandmauer ablesen liess. Die Geschossabstände betrugen genau drei Meter. Als einziger Rest der spätmittelalterlichen Innenausstattung ist im Korridor im zweiten Obergeschoss eine Bretterdecke mit markanten gekehlten Deckleisten erhalten geblieben (Abb. 10).

Umbau von 1540

In der Zeit um 1540 (Dendro SO 235–237, 241) wurde das Haus umgebaut. Die alte Treppenanlage wurde entfernt, die Öffnung verschlossen und das Haus wahrscheinlich extern erschlossen. Man hat sich in diesem Zeitraum also die Treppen entweder in Form eines Vorgängers des heutigen Treppenturms oder in hofseitig angebauten Lauben integriert vorzustellen. Der Umbau von 1540 machte den teilweisen Ersatz von Deckenbalken und Blindböden nötig. Über die Innenausstattung ist nichts bekannt (Abb. 5).

Aufstockung um 1612

Im frühen 17. Jahrhundert (Dendro SO 234, 238–240) erfolgte eine Aufstockung des Hauses um ein Geschoss. Es erhielt dabei seine heutige Dachkonstruktion und auf der Hofseite als neues Erschliessungselement den heutigen Treppenturm. Dieser bediente nicht nur das hier zur Sprache stehende Haus, sondern gleichzeitig das östlich anstossende Nachbarhaus, das sich offenbar schon damals im Besitz des gleichen Hausherrn befand. Einige Jahrzehnte später, 1658 (RM 162/1658/60–63), wurden die beiden Häuser wieder getrennt. An die gemeinsamen Zeiten erinnern auf allen Geschossen die zugemauerten Türöffnungen in der sie trennenden älteren Brandmauer. Von der Innenausstattung waren nur im zweiten Obergeschoss an der Rückwand der gassenseitigen Stube minime Reste einer Wanddekoration in Form gemalter Festongehänge vorhanden. Die Grundrissstruktur des 17. Jahrhunderts liess sich an der sauber gefassten Balkendecke über dem dritten Obergeschoss deutlich ablesen. In der Küche im Zentrum des Hauses war die Balkendecke weiss gekalkt, im Korridor braunrot lasiert und in den Zimmern naturfarbig und unbehandelt (Abb. 7).

Veränderungen im 18. Jahrhundert

Im Verlauf des 18. Jahrhunderts erfolgten weitere Umbauten und Veränderungen. Wieder mussten Teile der Deckenbalken ersetzt werden, und archivalische Notizen berichten uns 1720 vom Bemühen des damaligen Hausherrn und seiner Nachbarn, ihre Abwässer in einer tauglichen Form gemeinsam nach Osten in Richtung Judengasse abzuleiten (StASO, Reversbrief vom 9. August 1720, ohne Signatur). Um 1749 wurde festgelegt, wie und in welcher Form die beiden Häuser Gurzelngasse 19 und 21 voneinander zu trennen seien, was für den Besitzer des

Abb. 1: Situationsplan, Zustand um 1870, mit heutiger Hausnumerierung. Die Liegenschaft Gurzelngasse 21 grau hervorgehoben (dunkelgrau die Bauten, hellgrau der Hofbereich). Punktiert eingezeichnet die Scheune von 1874

Hauses Nr. 19 bauliche Massnahmen zur Folge hatte (StASO, Entwurf zu diesem Beschluss, undatiert, unsigniert, vgl. auch: RM 252/1749, 401). Von der Innenausstattung ist auch aus dieser Zeit wenig erhalten, einige Ofenkachelfragmente, die sekundär als Baumaterial Verwendung fanden, lassen ein geschmackvolles Interieur erahnen (Abb. 13).

Umbau um 1874

Um 1874 wurde die Gassenfassade vollständig neu gestaltet. Sie erhielt ein historistisches Kleid. Im Parterre entstand eine über zwei Geschosse reichende Eingangs- und Ladenfront in Form dreier hoher Rundbogenöffnungen mit toskanischen Säulen. Die Fenster des dritten Obergeschosses wurden mit neubarock wirkenden Gesimsen und Brüstungselementen plastisch verziert, und unter dem leicht angehobenen Dachfuss fand ein niedriges Mezzanin Platz. Ein nur gering vorkragendes Dachuntersichtsgesims, mit Konsolen und rosettenverzierten Kassetten dazwischen, schloss das gefällige Fassadenbild ab (Abb. 2). Im Innern entstanden damals

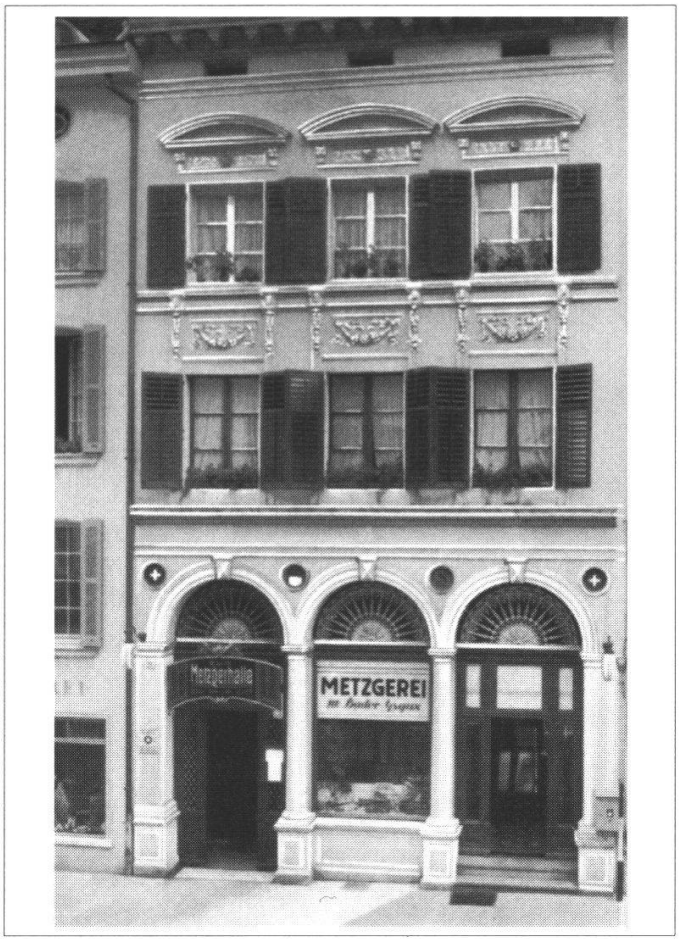


Abb. 2: Gassenfassade im Zustand um 1965…

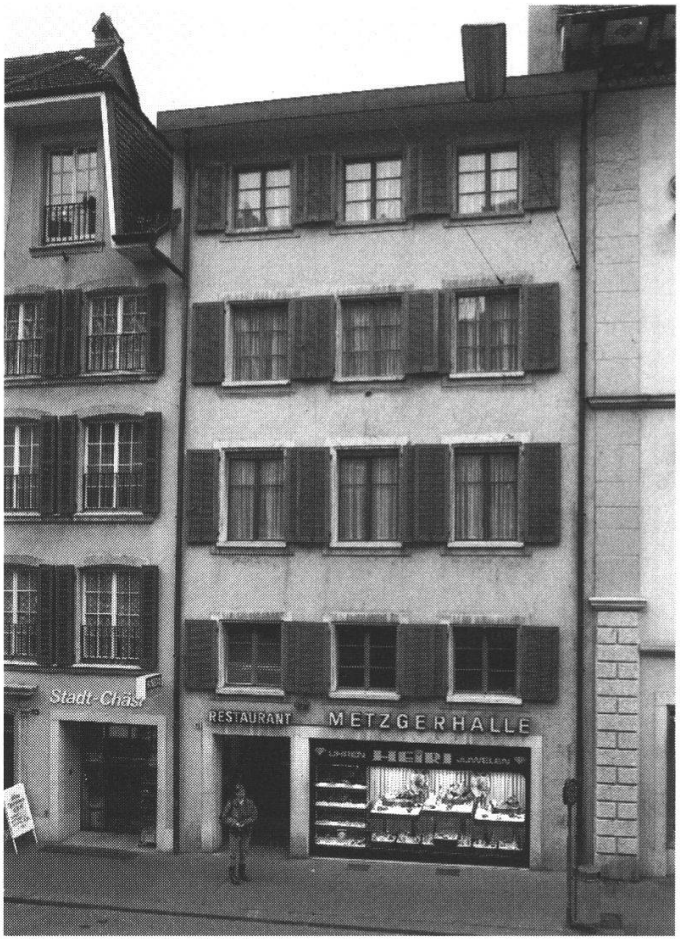


Abb. 3: … nach dem Umbau von 1965…

Abb. 4: … und nach dem jüngsten Umbau von 1991

ausgedehnte Wanddekorationen, die im ersten Obergeschoss hinter einem Wandtäfer partienweise erhalten waren und im Korridor des zweiten Obergeschosses grossflächig hinter jüngeren Wandschränken zum Vorschein kamen (Abb. 10, 11). Im Südteil des grossen Hinterhofes wurde eine Scheune errichtet, die 1874 als Neubau in die Brandversicherung aufgenommen wurde.

Erneuerung von 1892

1892 wurde nach einer Handänderung die Gaststube im ersten Obergeschoss erneuert und dabei mit dem Wandbilder- und Sprüchezyklus verziert, der bis in die jüngste Zeit hinein erhalten geblieben ist (Abb. 12, heute durch Gipsplatten verkleidet). An der Stelle eines kleinen Waschhauses und im Bereich des bisher nur mit der Scheune von 1874 bebauten Innenhofes wurde zudem ein Saaltrakt errichtet.

Umbau 1965

1965 erfolgte ein grösserer Umbau des Hauses. Die Metzgerei im Parterre wurde aufgegeben, das Haus gassenseitig um ein Geschoss erhöht und die Fassade hier neu gestaltet. Die zierlichen Dekorationselemente aus dem 19. Jahrhundert wurden dabei restlos entfernt. Die Säulen der Eingangspartie gelangten vorerst in ein Depot eines Steinhauerbetriebes und wurden später einzeln an Dritte verkauft (eine stützt

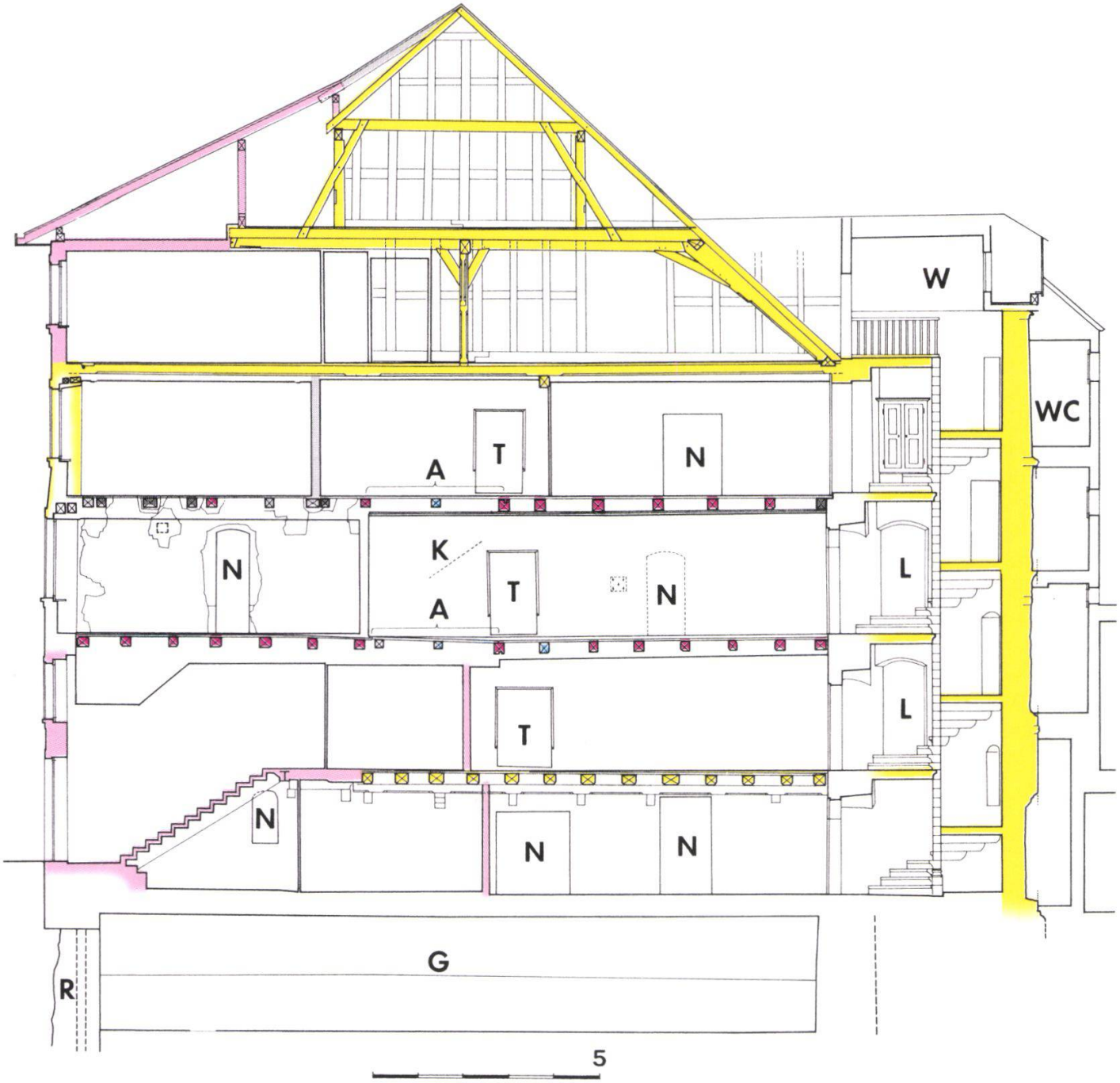


Abb. 5: Querschnitt durch das Haus, mit Blick an die östliche Brandmauer.

Legende:
A alte Treppenöffnungen, um 1540 verschlossen
T zugemauerte Türöffnungen, 16. Jahrhundert (nach 1540)
N Wandnischen, aus verschiedenen Zeiten
K Kante im Verputz, Treppen- oder Dachnegativ?
W Wendeltreppe, um 1612
G Gewölbelkeller, nachträglich unter bestehendes Haus gegraben.
um 1450
um 1540
um 1612
18. Jahrhundert
19. Jahrhundert
1964
L zugemauerte Türöffnungen auf ehemalige Laube Haus Nr. 19
WC Abortanbau am Treppenturm, 17. Jh.
R Rundholznegativ im Kern der Kellermauer (Stützholz Unterfangung).

heute im Erdgeschoss-Saal im «Aarhof» in Solothurn die Decke ab). Die so purifizierte Fassade bot nun einen wenig interessanten Anblick (Abb. 3). Im Innern wurde im ersten Obergeschoss der südseitig angebaute Saal erneuert und im Areal des ehemaligen Hinterhauses Gurzelngasse 25 nach Westen erweitert. Im zweiten und dritten Obergeschoss kam es zu einigen Umgestaltungen in der Wirtewohnung.

Umbau und Renovation von 1990/92

Der rückseitige Saaltrakt aus dem 19. Jahrhundert wurde abgebrochen, der Platz seines Standortes unterkellert und dann mit einem neuen Hinterhaus in etwas anbiedernden Formen bebaut. Im Vorderhaus blieb die Grundrissstruktur in den Obergeschossen in den wesentlichen Zügen erhalten. Grössere Eingriffe waren für den Einbau eines Liftes nötig. Der Treppenturm und die Hoffassade wurden sorgfältig restauriert, einzelne Fensteröffnungen nach Befund rekonstruiert (Abb. 8, 9). Im Bereich Erdgeschoss/erstes Obergeschoss entstand an der Stelle von Ladenlokal, Küche und Gaststube mit Säli ein grosszügiges Ladenlokal. Die Gassenfassade wurde in diesem Bereich neu gestaltet, in den Obergeschossen aber schmucklos beibehalten (Abb. 4). Die Scheune von 1874 im Südteil des Hinterhofes wurde renoviert, der Dachstock ausgebaut und im Erdgeschoss an Stelle von Garagen ein Ladenlokal eingebaut.

Besitzergeschichte

Das langgezogene Grundstück (Abb. 1) stösst als einziges an der Gurzelngasse südseitig an die ehemalige Stephanskapelle. Aus diesem Grund können einige ältere archivalische Quellen aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts dieser Liegenschaft zugeordnet werden.

Demnach befand sich das heutige Haus Gurzelngasse 21 *1520* zusammen mit einem Nachbarhaus (wahrscheinlich Gurzelngasse 19) im Besitz von *Konrad Wielstein.* Er schenkte es damals seiner Tochter Enneli als Ehesteuer (Allerhand Copeyen, Band L 11, S. 409 ff.). Sicher ab *1544* bildeten beide Häuser das Sesshaus des Stadtschreibers *Georg Wül* (Allerhand Copeyen, Band Cc 23, S. 148 ff., Ee 30, S. 379 ff., 446 ff., Ff 31, S. 113 f.) Fast hundert Jahre später, *1641,* lässt sich anhand einer Korrelationsliste, die mit Hilfe des historischen Grundbuchs erstellt wurde, der Jungrat *Augustin Wallier* als Besitzer fassen (RM 145/1641/239). Nach seinem Tod, *1654,* gelangten die Häuser in den Besitz seiner Witwe, *Anna Maria Wallier-Arregger.* Sie verkaufte 1658 das eine Haus (Gurzelngasse 19) an ihre Schwester, die Witwe Elisabeth Schwaller-Arregger (RM 162/1658/60–63). Das Haus Gurzelngasse 21 kam später in den Besitz (des Schwiegersohns?) *Jungrat Urs Daniel Wallier,* der 1727 als Eigentümer fassbar wird (IT 1725–1727, Bd. 28, Nr. 27).

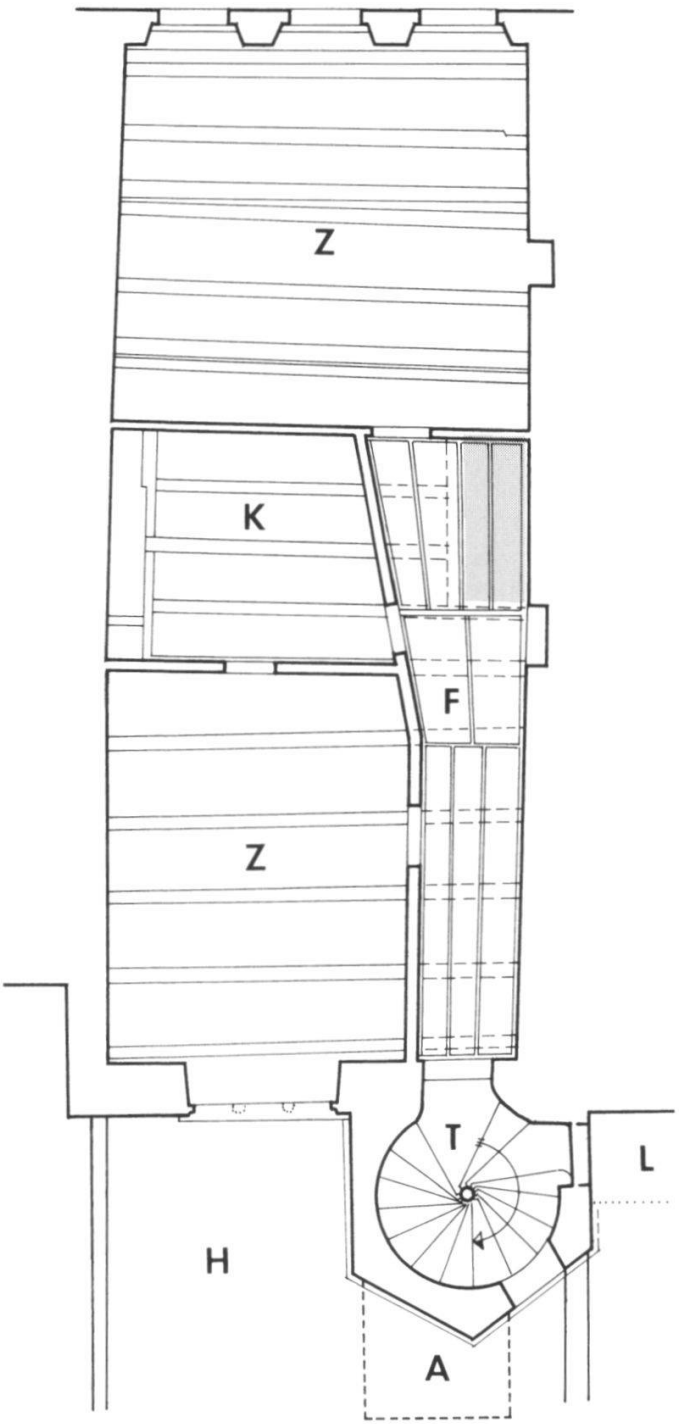
Er starb 1729. Seine direkten Nachkommen, zuerst der Sohn *Urs Josef Wallier* (1685 bis 1756), dann der Enkel *Johann Karl Josef Wallier* (1721 bis 1787) und schliesslich des letzteren Geschwister, *Maria Katharina Theresia Wallier* und *Anna Margaritha Josepha Glutz von Blotzheim-Wallier,* blieben *bis 1813* Besitzer (IT [Inventare und Teilungen] 1780–1817, Bd. 55, Nr. 80; IT 1705–1810, Bd. 23, Nr. 32; IT 1790–1797, Bd. 61, Nr. 14; IT 1798–1813, Bd. 67, Nr. 52).

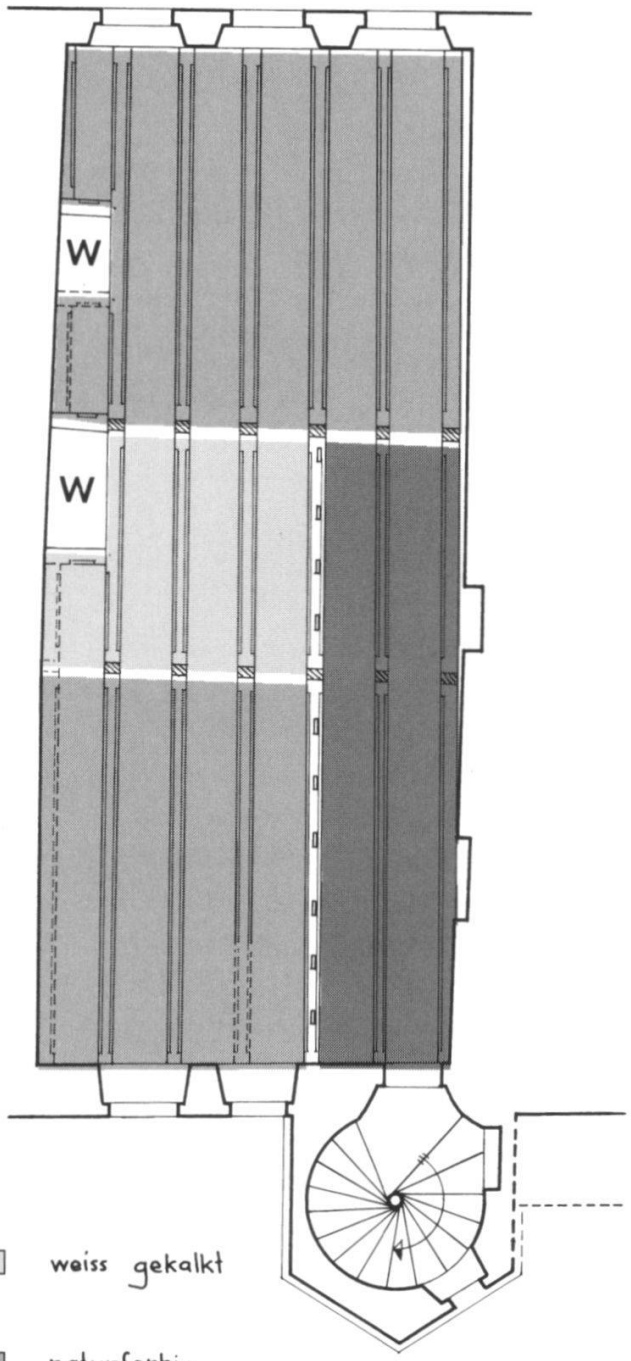
Von da weg präsentiert sich die Besitzerliste wie folgt:

1813–1833 Maria Margaritha Sibilla und Maria Anna Theresia *Glutz von Blotzheim.*
1833–1850 Maria Anna Theresia *Glutz von Blotzheim,* allein.
1850–1855 Geschwister Conrad und Nanette *Glutz von Blotzheim.*
1855–1858 Conrad *Glutz von Blotzheim,* allein.
1858–1872 Georg *Sury,* Fürsprech und Notar.
1872–1884 Joseph *Fröhlicher-Lüthi,* Metzger.
1884–1892 Gottlieb *Walther,* Metzger.
1892–1909 Alois *Käch,* Metzger.
1909–1919 Simon *Fankhauser,* Käser.
1919–1937 Fritz *Bader-Fankhauser.*
1937–1955 seine beiden Söhne, die Brüder Fritz Leo (Wirt) und Walter *Bader* (Metzger).
1955–1959 Fritz *Bader,* allein.
1959–heute dessen gleichnamiger Sohn, Fritz *Bader.*

M.H.

Projekt und Bauleitung: Architekturbüro Bruno Walter, Solothurn.





weiss gekalkt

naturfarbig

braunrot lasiert

Rekonstruiert nach Befund

W Wechsel für Kamine

0 5 10 m

Abb. 6: Grundrissplan zweites Obergeschoss im Zustand von 1990, vor dem Umbau.

Z Zimmer
K Küche
F Flur, grau gerastert = Bereich des ehemaligen Treppenaufgangs, um 1540 verschlossen.
T Treppenturm von 1612
A ehemaliger Abortanbau, 1990 abgebrochen
L ehemalige Laube über die das östliche Nachbarhaus via Treppenturm erschlossen war.
H Hof

Abb. 7: Grundrissplan drittes Obergeschoss mit eingezeichneter Balkenlage.

Anhand verschiedener Farbgebungen an den Decken und von Zapflöchern und Wandnegativen konnte die ursprüngliche Raumeinteilung von 1612 abgelesen werden. Der Grundriss war demnach in etwas bereinigter Form vom zweiten Obergeschoss übernommen worden.

Abb. 8: Blick in den Innenhof an die Fassaden der Häuser Gurzelngasse 25 (links) und Gurzelngasse 21 (rechts, mit Treppenturm). Nach dem Abbruch des Saaltraktes aus dem 19. Jahrhundert.

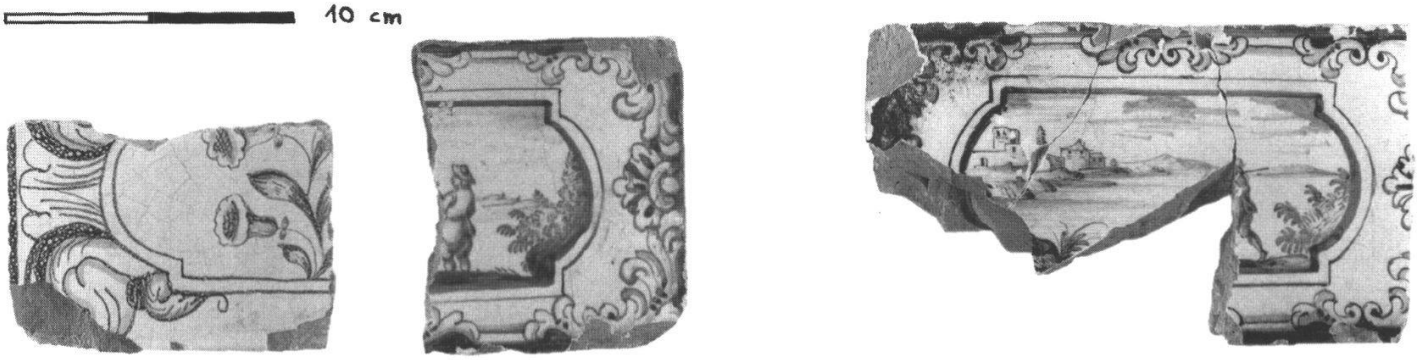
Abb. 10: Flur im zweiten Obergeschoss mit Wandmalereien aus dem 19. Jahrhundert und Bretterdecke aus dem 15. Jahrhundert. Fundzustand, Blick nach Norden.

Abb. 9: Treppenturm, Obergeschosse, nach der Renovation.

Abb. 11: Ausschnitt Wandmalerei Flur zweites Obergeschoss.

Abb. 12: Wandbilder- und Sprüchezyklus von 1892 in der ehemaligen Gaststube im ersten Obergeschoss. Signiert G. Bogsch.

Abb. 13: Fragmente von blau auf weiss bemalten Ofenkacheln aus dem 18. Jahrhundert.



Solothurn, Rathausgasse 8

In Ergänzung zu den Resultaten, die bereits 1989/90 anlässlich der Fassadenrenovation erzielt werden konnten (vgl. JsolG Band 64/1991, Seiten 336–339), sind im Herbst 1991 bei Umbauarbeiten im Innern einige zusätzliche Beobachtungen zur Baugeschichte möglich geworden. Im zweiten Obergeschoss wurden, ohne dass die Denkmalpflege zuvor benachrichtigt worden wäre, sämtliche Wandverputze bis aufs rohe Mauerwerk entfernt. Mit ihnen dürften etliche Reste von Wanddekorationen unbesehen und undokumentiert verloren gegangen sein.

In den beiden seitlichen Brandmauern konnten die Giebel zum ältesten fassbaren Bau an dieser Stelle dokumentiert werden. Nach Osten öffnete sich im Treppenhausbereich ursprünglich ein kleines Fensterchen, das sich wegen der späteren Zumauerungen nicht näher umschreiben lässt. Das Mauerwerk der beiden Giebel ist in unregelmässiger Schichtung mit kleinen Tuffbrocken aufgeführt; es zeichnet ein einfaches Satteldach mit ungefähr 45° Neigung ab (Abb. 1). Die in barocker Zeit umgebauten Fenster nach der Rathaus- und der Innenhofseite enthalten in den gleichzeitig aufgemauerten Leibungen zahlreiche Bruchstücke von Sandsteingewänden, die anhand der Profilierung und der Zierformen aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammen müssen (Abb. 2). Sie ergänzen so unsere Erkenntnisse zur ursprünglichen Fassadeninstrumentierung, wie sie bereits im oben erwähnten Bericht geschildert worden ist. *M.H.*

Bauleitung:
Fröhlicher Baugeschäft Solothurn, F. Devaud.

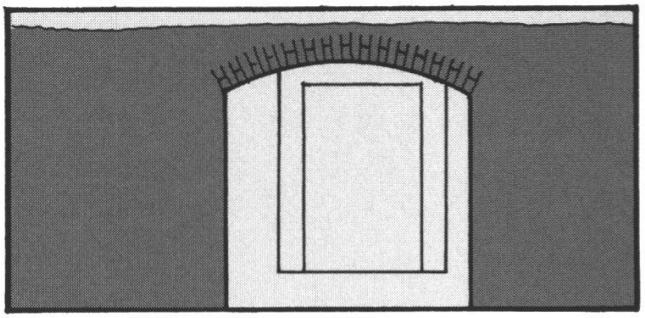


Abb. 1a): Nordwand, Ansicht 1:100

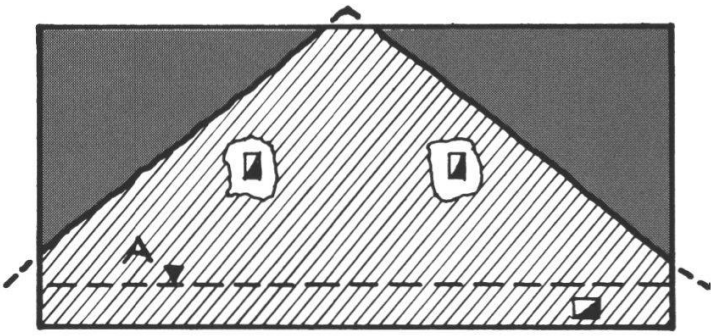
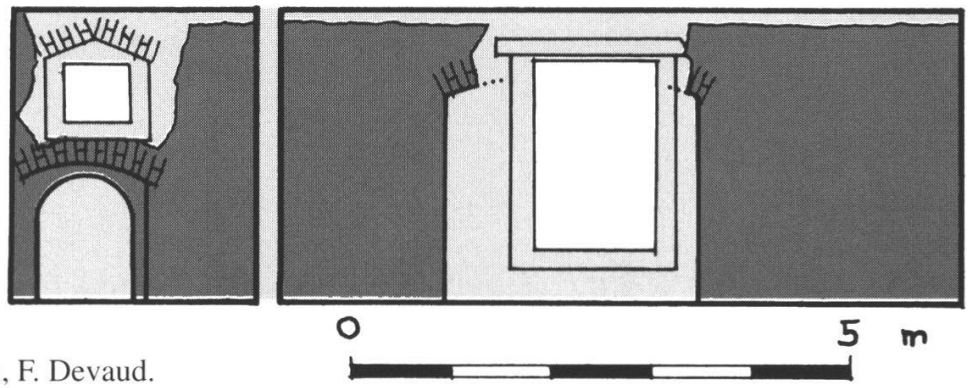


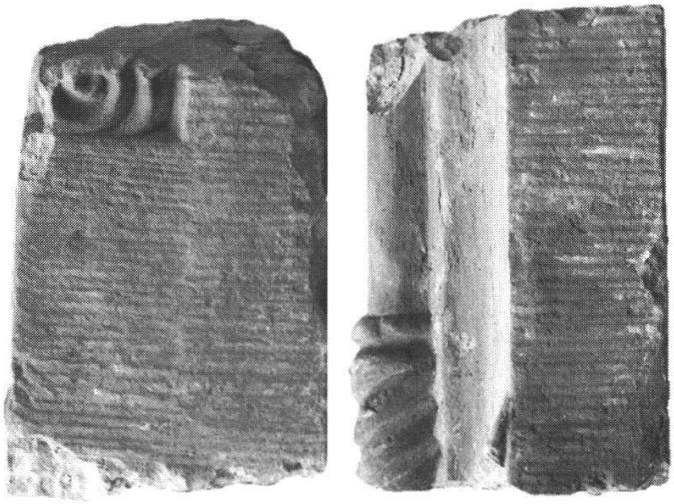
Abb. 1b): Brandmauer West, Ansicht 1:100

A Tagwerksgrenze

Abb. 1c): Südwand, Ansicht 1:100



▨ Bauphase 1 (15. Jahrhundert?)
■ Bauphase 2 (um 1550)
□ Bauphase 3 (spätes 18. Jahrhundert)



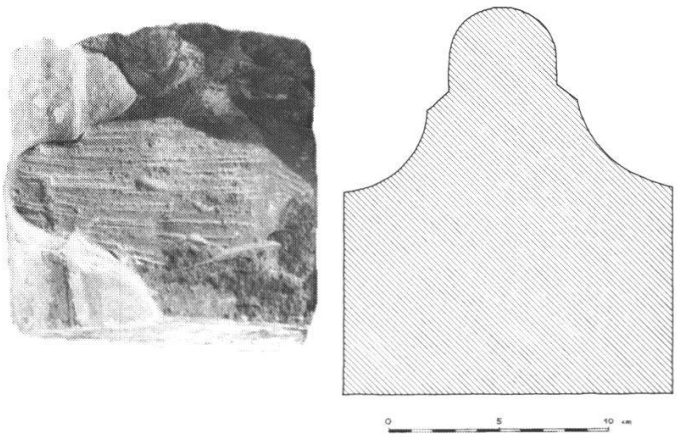


Abb. 2: Bruchstücke von Fenstergewänden aus Sandstein, aus der Zeit um 1550. Seitenansicht und Profil.

Solothurn, Stadtmauern an der Nictumgasse

Der Einbau eines neuen Steinsplitt-Silos im Areal des städtischen Werkhofs löste die Untersuchung von wenig bekannten Überresten vorbarocker Wehrmauern an der Ostflanke der Stadt aus (Abb. 1).
Die Untersuchungen beschränkten sich im wesentlichen auf einige Foto- und Planaufnahmen, da an der Bausubstanz nichts verändert wurde.

Beschrieb
Die Stadtbefestigung besteht im untersuchten Abschnitt aus zwei parallel laufenden Mauern, die durchschnittlich 5,8 Meter voneinander entfernt sind. Die *innere Mauer* (Abb. 1, A und 3) weist auf der alten Zinnenhöhe eine Stärke von 66 bis 70 cm auf. Sie ist, von der steil abfallenden Nictumgasse aus gemessen 3,5 bis 6 Meter hoch. Anfänglich besass sie 70 bis 85 cm breite Zinnenschlitze in einem Achsabstand von rund 8,5 m. Später sind in diese Schlitze Schlüsselscharten aus Hausteinen eingesetzt worden, von denen eine einzige komplett erhalten geblieben ist (Abb. 4). Auf der alten Wehrmauer sitzt ein jüngeres Magazingebäude aus dem späten 18. Jahrhundert (RM 299/1796/633 f., vgl. Abb. 5). Die *äussere Mauer* (Abb. 1, B) misst auf der Zinnenhöhe 1,2 Meter in der Stärke. In einem Achsabstand von 3,3 Metern (10–11 Schuh, je nach Masssystem) sitzen zugemauerte Schlüsselscharten über einer zirka 50 Zentimeter starken Brüstung. Breite Bedienungsnischen öffnen sich nach innen (Westen). Die Aussenfront konnte nicht untersucht werden, sie ist durch die Hinterfüllung der barocken Schanzenmauer verdeckt. Ältere Stadtansichten zeigen, dass die Mauer stadtseitig mit einem Wehrgang versehen war (Abb. 2). Wir halten die regelmässig plazierten kräftigen Kalksteinkonsolen für Reste des Aufhängesystems zu diesem Wehrgang. Die Wehrmauern versahen ihren Dienst bis zum Bau der barocken Schanzen, der 1667 einsetzte. Ihr Alter lässt sich schwer bestimmen, es fehlt an datierenden Hinweisen am Baubestand ebenso wie an schriftlichen Quellen, die sich exakt auf diesen Abschnitt der Stadtbefestigung beziehen. Die beiden Mauern stiessen ursprünglich im Süden an das Bollwerk zum Ritter, den südöstlichen Eckturm der Altstadt. Der grosse Innenhof, den sie umgaben, schloss im Norden mit einer niedrigen Mauer mit Pforte ab (Abb. 2).

Heutige Funktion
Der heute durch das jüngere Magazingebäude überbaute Hof dient seit Jahrzehnten als Einstellraum für die Marktstände und die Anhänger, auf denen sie transportiert werden. Ganz im Süden ist 1991/92 das neue Splitt-Silo eingebaut worden. *M.H.*

Bauleitung:
Bauamt der Einwohnergemeinde Solothurn, P. Prina.

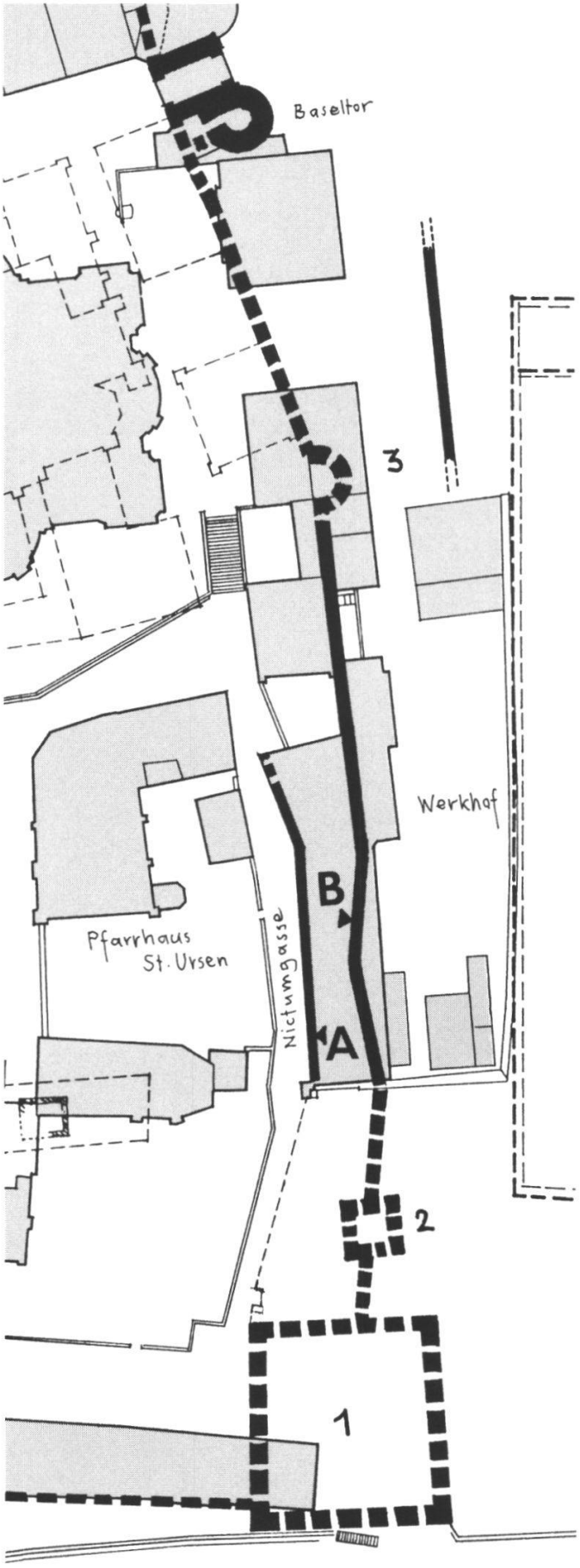


Abb. 1: Ausschnitt aus dem historischen Stadtplan. Ausgezogene schwarze Linien = erhaltene Reste der vorbarocken Stadtmauern, unterbrochene schwarze Linien = abgebrochene vorbarocke Stadtmauern. A innere Mauer, B äussere Mauer. 1 Bollwerk zum Ritter, 2. St. Petersturm, 3 offener Halbrundturm.

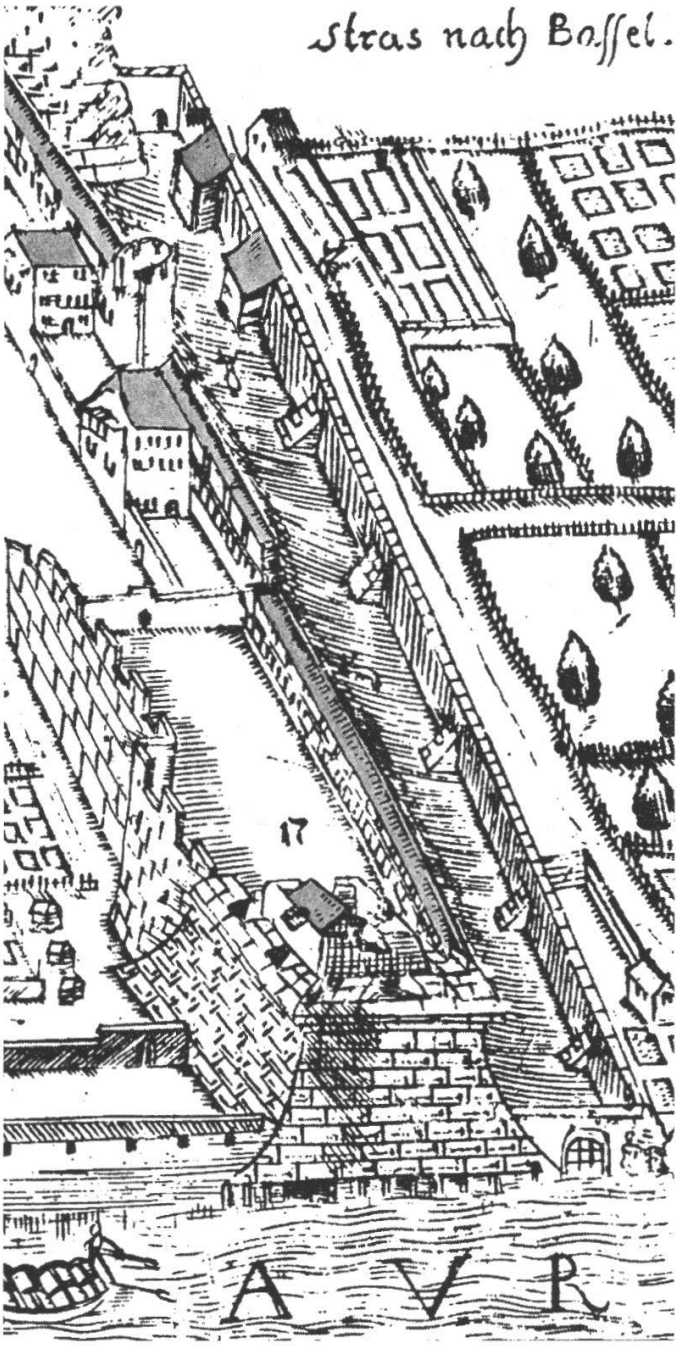


Abb. 2: Ausschnitt aus dem Stadtprospekt von Küng/Schlenrit, 1653. Nr. 17 der Ritter mit den an ihn anschliessenden Stadtmauern im Norden. Die innere Mauer zeigt offene Zinnen ohne Wehrgang, die äussere ist mit einem Wehrgang versehen.

Abb. 3: Blick in die Nictumgasse, links das markante Magazingebäude, das auf der inneren Stadtmauer aufgebaut ist.

Abb. 4: Nach der Stadtinnenseite gerichtete Schiessscharte in der inneren Stadtmauer.

Abb. 5: Querschnitt durch Stadtmauern und Magazin, Blick nach Süden.

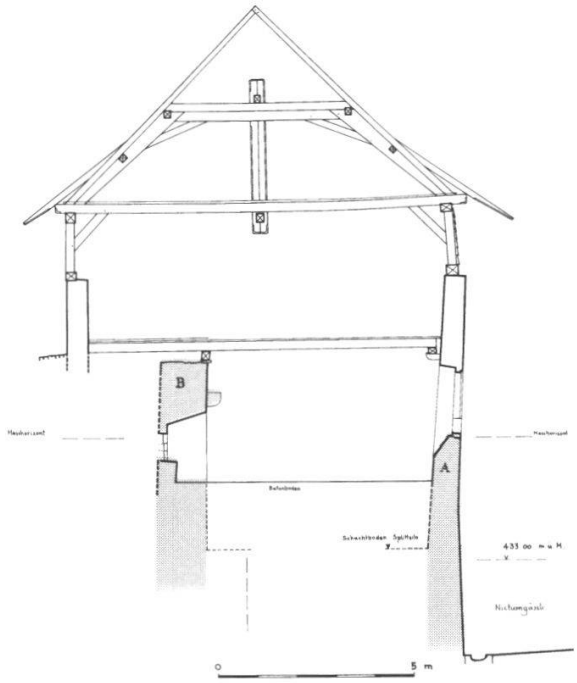
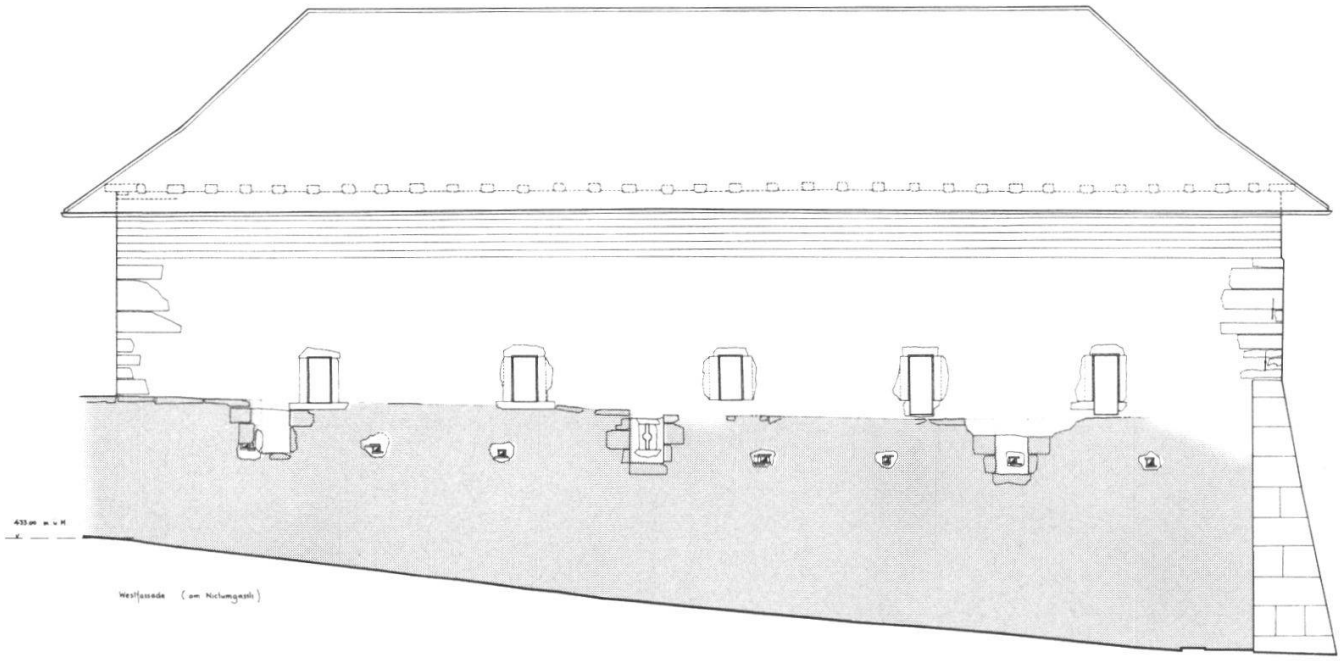
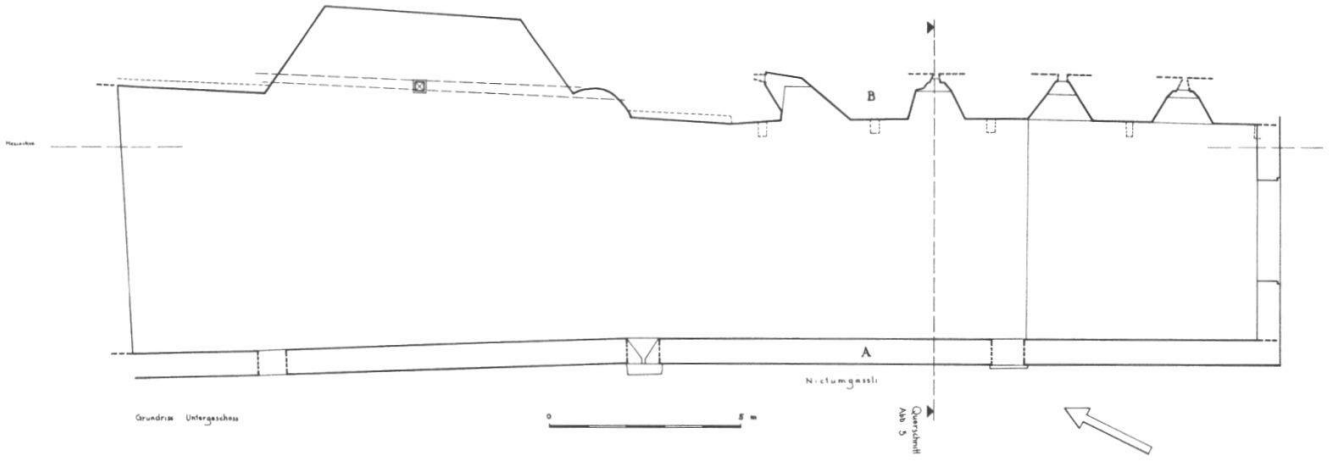


Abb. 6: Ansicht innere Stadtmauer (grau gerastert) mit aufgebautem jüngerem Magazin (weiss). Unten Grundrissaufnahme der beiden Stadtmauern.





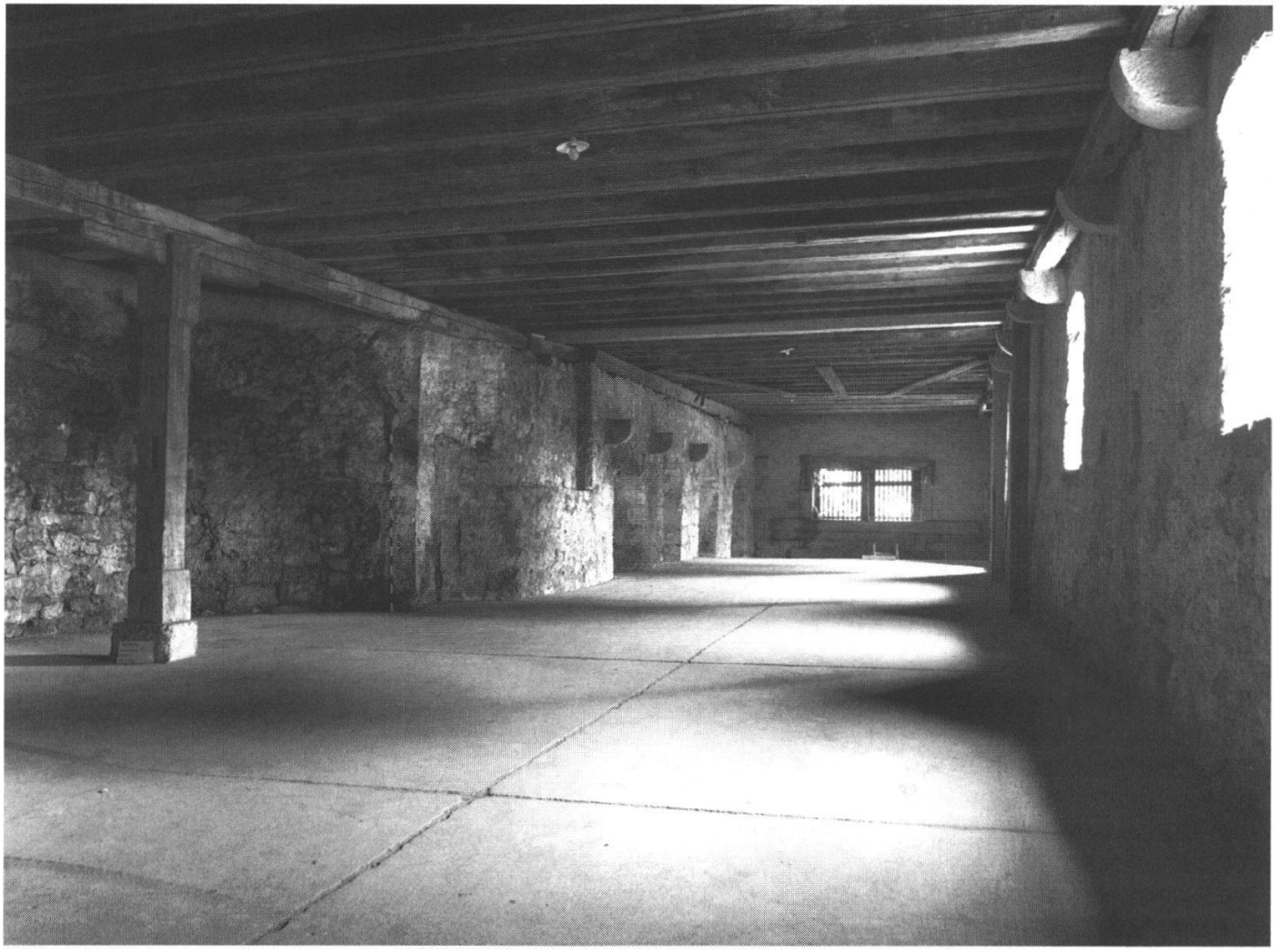


Abb. 7: Blick nach Süden in den Innenraum zwischen den beiden Stadtmauern.
Im Hintergrund vor der Toröffnung wurde das neue Splittsilo eingebaut.

Solothurn, St. Urbangasse 7

Im Zusammenhang mit dem Umbau des Hauses liess die Denkmalpflege vorsorglich Querschnittaufnahmen erstellen, um während der Bauarbeiten allfällige Befunde zur Baugeschichte rasch dokumentieren zu können (Abb. 1). Die Brandmauern, in denen sich die Hausgeschichte erfahrungsgemäss nicht selten bis ins Mittelalter zurückverfolgen lässt, blieben jedoch weitgehend unberührt. Dennoch fielen einige Besonderheiten auf, die wir jedoch mangels detaillierterer Befunde nicht endgültig deuten können.

Spuren eines älteren Baus?
Die nördliche Brandmauer besteht nur in ihrem Ostabschnitt aus massivem Bruchsteinmauerwerk. Der Westabschnitt wird durch eine jüngere Ständerwand gebildet, die zwischen Tannenbalken geringer Dimension gemauerte Ausfachungen aufweist. Es ist denkbar, dass der in Bruchstein gemauerte Ostabschnitt den Rest eines älteren Baus darstellt, der etwas von der Stadtmauer abgerückt gestanden hätte und somit von dieser durch einen Hof getrennt gewesen wäre. Ähnliche Befunde sind bereits aus Häusern am Stalden und am Riedholzplatz bekannt.
Möglicherweise steht der Befund aber auch mit der Besitzergeschichte im Zusammenhang, die uns für den Zeitraum von 1742 bis 1875 zeigt, dass damals die beiden Häuser St. Urbangasse 7 und St. Urbangasse 9 vereinigt waren (vgl. Besitzergeschichte). Es ist nicht auszuschliessen, dass in dieser gemeinsamen Zeit einmal eine durchgehende Brandmauer teilweise weggebrochen worden ist und dass 1875, als die Häuser wieder voneinander getrennt wurden, die Brandmauer in der heutigen Leichtkonstruktion ergänzt wurde.

Stadtmauer nur noch in der Fundamentzone erhalten
Im Kellerbereich ist das Fundament der hier etwa 110 cm starken Stadtmauer erhalten geblieben. Darüber finden sich im aufgehenden Mauerwerk der Westfassade keine Stadtmauerteile mehr. Die Fassade ist wahrscheinlich im 19. Jahrhundert (nach dem Schanzenabbruch) in ihrer heutigen Form vollständig neu errichtet worden.

Besitzergeschichte
Mit Hilfe des historischen Grundbuchs lassen sich die Besitzer des Hauses lückenlos bis ins ausgehende 17. Jahrhundert zurückverfolgen. Es gehörte damals dem Glaser Joseph *Klentzi.* Dann folgten

?–1724 Johann Theobald *Klentzi,* Gschmeisschmied
1724–1742 Victor *Schmid,* Drechsler*
1742–1819 Urs Friedrich *Frölicher,* Brotbeck, und seine Nachkommen*
1819–1865 Georg *Pfluger,* Brotbeck*
1865–1875 Fritz *Rossel,* Weinhändler*
1875–1925 August *Wolbert,* Schreiner
1925–1930 Hermann *Wolbert,* Lehrer
1930–1933 Josef und Alexandra *Orlando-Rossoz*
1933–1963 Alexandra *Orlando-Rossoz*
1963–1972 Carmello *Orlando,* Kaufmann und Wirt
1972–1988 Bertrand und Rémy *Corneille*
1988–1992 die *Domoplan AG,* Solothurn
seit 1992 die Familie *Fleig*

*gemeinsam mit dem Nachbarhaus St. Urbangasse 9.

M.H.

Projekt und Bauleitung: Domoplan AG, Solothurn, H.P. und S. Singer, Architekten, Solothurn.

Abb. 1: Querschnitt durch das Haus, mit Blick an die nördliche Brandmauer.
Grau gerastert die in Bruchsteinmauerwerk ausgeführte Partie.

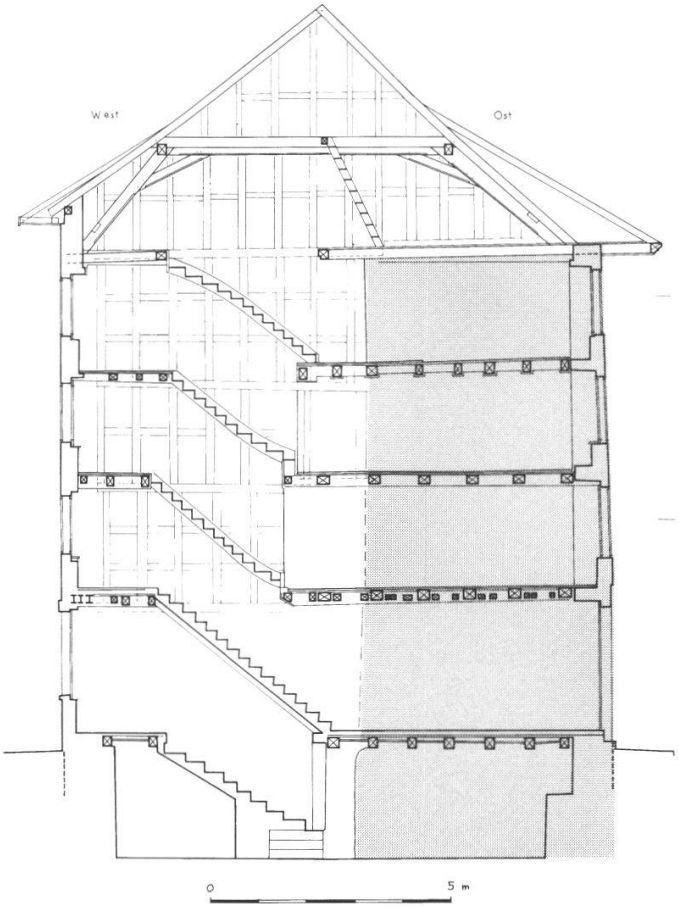


Abb. 1: Südfassade vor …

Solothurn, Altes Spital (Begegnungszentrum)

Im Berichtsjahr erfolgte als letzte Etappe der Gesamtrestaurierung die Renovation der Südfassade (Abb. 1, 2), nachdem 1989/91 Mittel- und Haupttrakt im Innern umgebaut und renoviert worden waren. Somit kann abschliessend über das grösste Umbau- und Renovationsunternehmen berichtet werden, das die Eigentümerin, die Einwohnergemeinde Solothurn, in zwölf Jahren die stolze Summe von elf Millionen Franken gekostet hat.

Umbau und Renovation von Mittel- und Osttrakt
Im Erdgeschoss blieben die alten Raumstrukturen praktisch unverändert erhalten; durch die Renovation sind sie aber neu zur Geltung gebracht worden (Abb. 6, 7). Grössere Eingriffe waren im Bodenbereich nötig, wo die aufsteigende Feuchtigkeit (das Gebäude ist nur zu einem kleinen Teil unterkellert) zu Schäden geführt hatte. Im Korridorbereich galt es zudem, verschiedene Leitungen zu verlegen. *Im ersten Obergeschoss* sind die beiden ehemaligen Bettensäle, die Jahrzehnte lang als Abstellräume und Ateliers genutzt worden sind, gründlich saniert worden. Vor allem die Bodenunterkonstruktion (Balkenlage über dem Erdgeschoss) bereitete einiges Kopfzerbrechen, da sie aus denkmalpflegerischen Gründen erhalten werden musste. Schliesslich konnte sie nach intensiven Studien und Diskussionen und mit Hilfe eines geschickten Statikkonzeptes weitgehend erhalten werden. Die angefaulten Balkenauflager im Fassadenmauerwerk wurden durch Stahlkonstruktionen überbrückt, so dass es im Deckenbereich über den Zimmern im Erdgeschoss zu keinen unschönen Nebenwirkungen kam (Abb. 11). Die ehemaligen Bettensäle sind als zwei voneinander unabhängige Mehrzwecksäle eingerichtet worden. Im Mittelbereich, wo bisher nur eine dünne Trennwand existierte, wurde eine Erschliessungs- und Versorgungszone eingebaut. Sie enthält neben einem Lift ein kleines internes Treppenhaus, Lagerräumlichkeiten, eine Küche und darüber zwei Projektionskabinen zur Bedienung der Säle. *Im zweiten Obergeschoss* kamen unter den Holzböden in den Zimmern im Osttrakt Tonplattenböden von 1786 zum Vorschein (Abb. 18). Sie mussten zur Sanierung der stark durchhängenden Saaldecke ausgebaut werden. Die Einzelzimmer sind in eine Abwartswohnung und in Wohnateliers umgebaut worden. Im Mitteltrakt waren ebenfalls grössere statische Sanierungen nötig. Der grosse nördliche Vorraum wurde zugunsten der nach Süden orientierten Zimmer etwas verschmälert.

Funde und Befunde zur Baugeschichte
Im Verlauf der Umbauarbeiten sind in den beiden Bettensälen zwei grosse weiss glasierte Turmöfen aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgebaut und magaziniert worden (Abb. 14). Sie wurden einst zur Unterstützung der älteren Cheminéeheizung eingebaut. Im östlichen Bettensaal lagen unter dem Parkettboden Reste eines älteren Tonplattenbodens (Abb. 13), ebenso im Korridor West unter den Wandschränken. Einige dieser Platten, aber zum Teil auch

Abb. 2: … und nach der Renovation.

Backsteine, die zum Aufmauern der Kamine über den Cheminées benützt worden waren, trugen Inschriften und Jahrzahlen (Abb. 17). Sie geben Hinweise zur Datierung einiger Bauelemente und stimmen im übrigen gut mit den schriftlichen Quellen überein. Im Erdgeschoss kamen in einer Trennwand im Osttrakt verschiedene Fragmente älterer Werkstücke aus Kalk- und Sandstein zum Vorschein (Abb. 19). Sie stammen vielleicht von Vorgängern des heutigen Gebäudes, deren Fundamente bei der Sanierung der Erdgeschossböden erfasst und von der Kantonsarchäologie untersucht werden konnten (vgl. Archäologie des Kantons Solothurn 7/1991, Seiten 124–125). Einige ergänzende Beobachtungen waren im aufgehenden Mauerwerk möglich. An der Fensterwand im östlichen Saal im Obergeschoss liessen sich, nachdem die Verputze entfernt waren, die deutlichen Negativspuren von Wänden und Decken ablesen, die von kleineren Zimmern zeugen, die vor der Einrichtung des Saals 1785/86 hier existiert haben. Mit den Wandnegativen korrespondieren Zapflöcher in den Bodenbalken, die sich somit als Bauelemente aus der Zeit vor 1784 deuten lassen (Abb. 11, 12).

Die Renovation der Südfassade

Anders als an der Nordseite des Gebäudes konnte auf der Südseite der bestehende Fassadenverputz belassen werden. Grössere Renovationen erforderten vor allem die Kalksteinfenstergewände im zweiten Obergeschoss am Osttrakt. Sie wiesen grössere Schäden auf, die vom Brand von 1734 herrührten (vgl. JsolG Band 61/1988, Denkmalpflege im Kanton Solothurn 1987, Seite 260). Schliesslich erhielten auch Mittel- und Osttrakt neue Doppelverglasungsfenster mit der überlieferten Sprossenteilung in der gleichen Form, wie sie am Westtrakt schon 1981/84 angebracht worden waren. Ein kleiner Einblick in die Baugeschichte war im Bereich der Dachuntersicht bei der Dachrenovation von 1981 möglich geworden. Es konnte ein breiter Dreieckgiebel nachgewiesen werden, so wie er auf einem Projektplan von 1784 festgehalten ist (Abb. 3, 4). Mit Hilfe der Wandbeobachtungen im Innern, an der Südwand des östlichen Bettensaals (Abb. 12), liess sich, zeichnerisch, die Gestalt des Spitalbaus rekonstruieren, wie sie sich nach dem Wiederaufbau von 1735/41 bis zum Umbau ab 1785 präsentierte (Abb. 5). Die in der Arbeitsvergabe von 1727 erwähnte Gestaltungsordnung der Fassade (toskanisch im EG, dorisch im 1./2. OG und korinthisch im 3. OG) dürfte sich auf die Profilierung der Fenstersimse beschränkt haben (Abb. 5). *M.H.*

Begleitung: Bauamt der Einwohnergemeinde Solothurn, W. Stebler, P. Prina.
Bauleitung Fassadenrenovation: Architekturbüro H.R. Bader + Partner, Solothurn, Ch. Hirschi, H. Muster.
Innenrenovation: Architektengemeinschaft P. Burki + E. Meier, Solothurn, U. Gygax.
Eidgenössischer Experte: Th. Rimli, Architekt, Aarau.

Abb. 3: Südfassade, Befundaufnahmeplan (Ausschnitt).

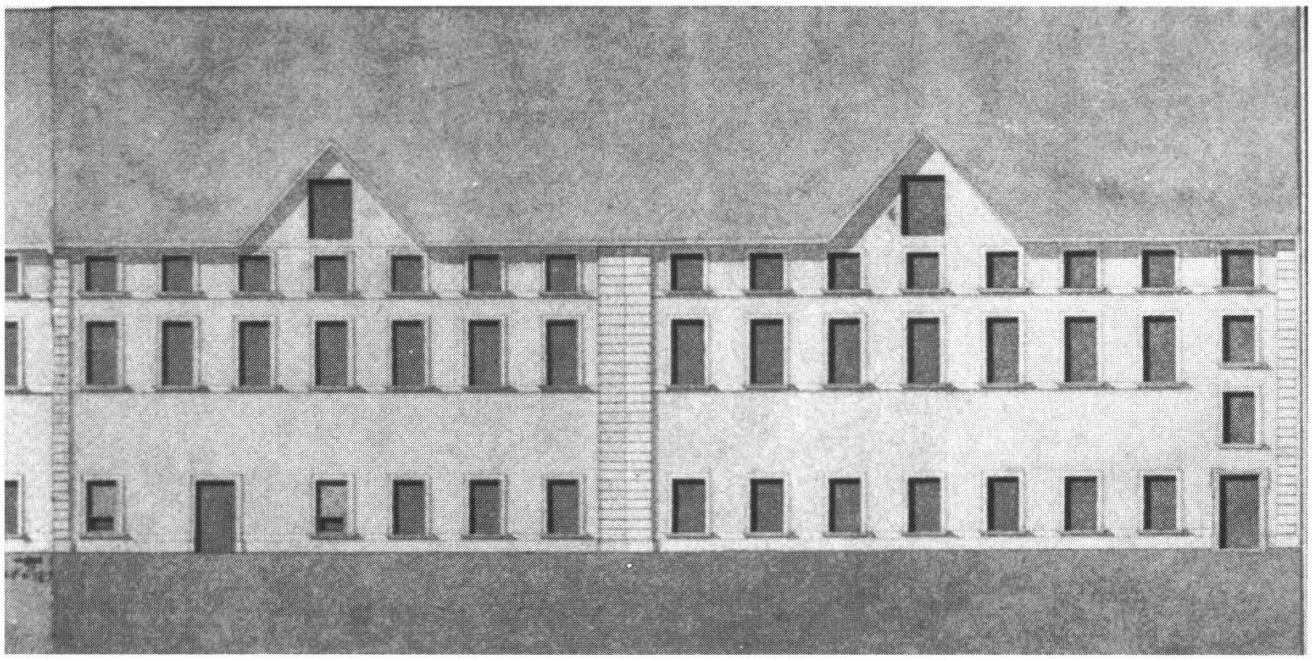


Abb. 4: Südfassade, Projektplan zum Umbau von 1784 (Ausschnitt).

Abb. 5: Südfassade, Bereich Osttrakt, Rekonstruktionsversuch Zustand 1740–1785.

Abb. 6: Korridor EG, vor …

Abb. 7: … und nach der Renovation.

Abb. 8: Korridor vor den Bettensälen im 1. OG vor …

Abb. 9: … während, und …

Abb. 10: … nach der Renovation.

Abb. 9

Abb. 10

Abb. 11: Osttrakt, Balkenlage über dem EG, Bestandesaufnahme.

- mittelalterliche Brandmauer
- 1726/29
- 1786
- Trennwände im EG
- Balkenauflager in der Südfassade
- VD vermauerter Durchgang
- W Wunde einer einst nach Osten abgehenden Mauer
- A Balkenauflager

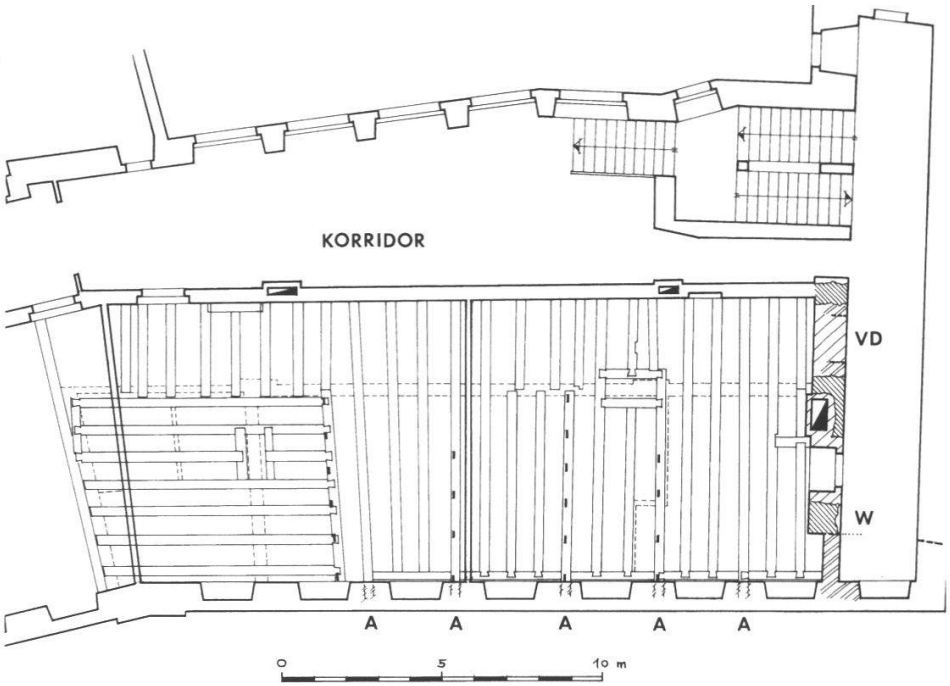


Abb. 12: Bettensaal Ost, Wandansicht Süd mit Negativen früherer Wände (W), und Böden (B).

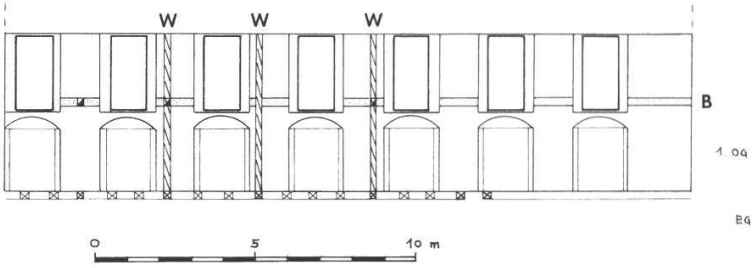


Abb. 13: Bettensaal Ost, Tonplattenboden unter dem Parkett, Fundzustand.

Abb. 14: Kachelofen aus dem 19. Jahrhundert im Bettensaal.

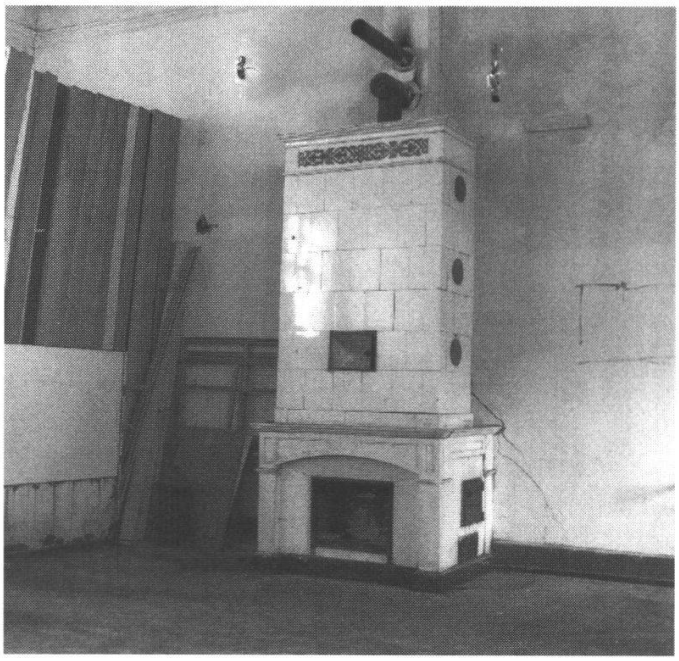


Abb. 15: Bettensaal Ost vor …

Abb. 16: … und nach der Renovation.

Abb. 17: Datierter Backstein aus dem Kamin zum Cheminée im Bettensaal West.
Inschrift: MAIVS AO 1785

Abb. 18: Datierte und signierte Tonplatten von 1786. Aus dem 2. OG, Zimmer Süd im Osttrakt.

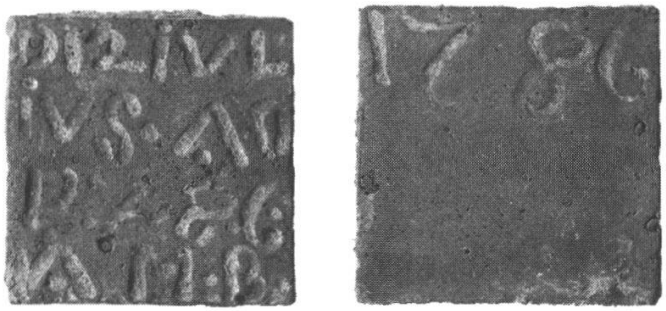
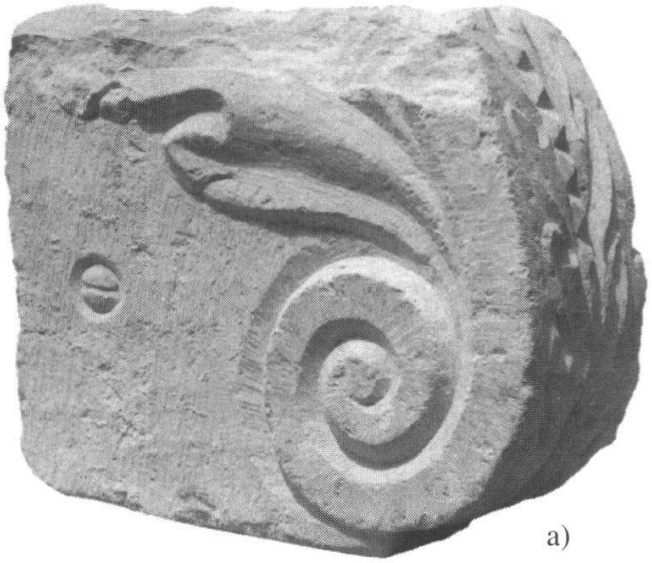
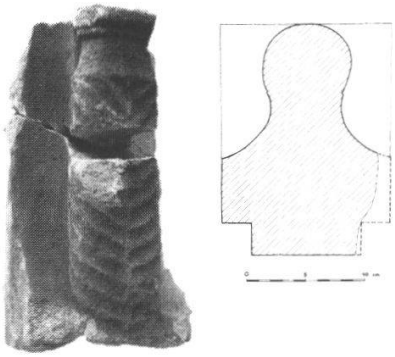


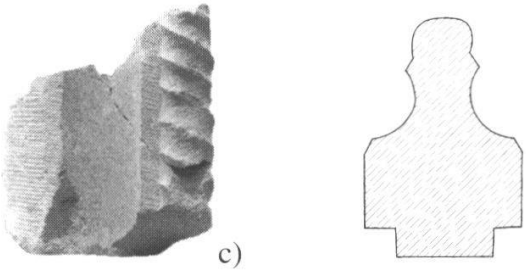
Abb. 19: Bruchstücke älterer Werkstücke, die im Erdgeschoss in einer Trennwand als Baumaterial verwendet wurden.



a)



b)



c)

a) Konsolenfragment aus Kalkstein, um 1600/1620
b) Fensterpfosten aus Sandstein, um 1550
c) Fensterpfosten aus Hauterivestein, um 1560/70

Derendingen, Arbeitersiedlung «Elsässli»

Geschichte

Das Wasseramt ist industriegeschichtlich ein sehr interessantes Gebiet. Entlang dem Unterlauf der Emme siedelten sich im 19. Jahrhundert verschiedene Industriebetriebe an, so 1872 die Kammgarnspinnerei in Derendingen, die wie die anderen Fabriken die Wasserkraft des neu entstandenen Industriekanals entlang der Emme nutzte.

Diese industrielle Entwicklung hat das ursprüngliche Bauerndorf Derendingen massgeblich geprägt. Nebst den eigentlichen Fabrikanlagen entstanden Kraftwerkanlagen, Arbeiter- und Angestelltenhäuser und weitere Nebenbauten. Auch der Bau der Eisenbahn ist in diesem Zusammenhang zu sehen.

Um für die Arbeiterschaft überhaupt genügend Wohnraum in der Nähe der Fabrik zur Verfügung zu haben, entstand ab 1872 unweit des Fabrikareals der Kammgarnspinnerei die Arbeitersiedlung «Elsässli». Der Name «Elsässli» weist darauf hin, dass vor allem in der Anfangszeit der Kammgarnspinnerei erfahrene Arbeiter aus dem Elsass herangezogen werden mussten. Der Fabrikherr fühlte sich damals nicht nur für die Arbeit, sondern auch für das Wohlergehen und die Unterkunft seiner Arbeiter in geordneten Verhältnissen verantwortlich.

In einer ersten Etappe entstanden 1873 die drei Arbeiterhäuser Bankgasse 2 und Krempelgasse 1 und 3 sowie das Kosthaus. Mit ihren in Riegkonstruktion erstellten und verputzten Fassaden mit den Holzgewänden unterscheiden sich diese Häuser von der übrigen Siedlung, die in den folgenden Jahren in Sichtmauerwerk ausgeführt worden ist. Bis 1890 war der heutige Umfang der Siedlung mit 27 Häusern und dem Kosthaus erreicht.

Die Arbeiterhäuser wurden ursprünglich als 4-Familien-Häuser erbaut. Im Erdgeschoss und im Obergeschoss waren je zwei Wohnungen vorhanden. Eine Wohnung bestand jeweils aus der Küche in der Mitte, einem grösseren Zimmer vorne und einem kleineren hinten. Die Wohnungen im Obergeschoss konnten zusätzlich den Dachboden nutzen.

1920/21 erfolgte ein Umbau durch Architekt Emil Altenburger. Im Laufe der Zeit wurden die beiden doch sehr kleinen Wohnungen je Geschoss zu einer grösseren Wohnung zusammengefasst, so dass die Anzahl Wohnungen pro Arbeiterhaus von vier auf heute zwei Wohneinheiten reduziert wurde.

Beschreibung

Die 27 praktisch identischen Häuser der Arbeitersiedlung «Elsässli» sind mit regelmässigen Abständen entlang der Bankgasse, der Industriegasse, der Krempelgasse, der Spinngasse und der Webergasse aufgereiht. Ausser den in der ersten Bauetappe 1873 erstellten Häusern sind alle Gebäude in Zementsteinsichtmauerwerk erstellt und weisen ein schlichtes äusseres Erscheinungsbild auf. Zu jedem Haus gehört ein Gemüsegarten, der mit seiner Staketenzaunumfassung das Erscheinungsbild der Siedlung massgeblich prägt.

Die Arbeitersiedlung «Elsässli» ist ein hervorragendes Zeugnis der Industrialisierung in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts und eines der bedeutendsten Beispiele eines Arbeiterdorfes in der

Schweiz. Das Kosthaus und die 27 gleichen Häuser in ihrer schlichten und einfachen Bauart mit der klar gegliederten Umgebung bilden ein einheitliches Ensemble, wie es in seiner Grösse für die Schweiz wohl einzigartig ist. Das «Elsässli» ist glücklicherweise immer im Eigentum der Fabrik geblieben, so dass seine regelmässige Struktur und das einheitliche Erscheinungsbild bis heute bewahrt geblieben sind. Das Quartier wirkt aber dennoch keineswegs steril, sondern sehr lebendig; jeder Garten sieht etwas anders aus, was der Siedlung eine hohe Lebensqualität verleiht. Die Firma hat in den letzten Jahrzehnten nur die notwendigsten Unterhaltsarbeiten ausgeführt.
Es kann daher zweifelsfrei von einem industriegeschichtlichen Bauensemble von gesamtschweizerischer Bedeutung gesprochen werden.

Unterschutzstellung
Ende der achtziger Jahre schloss die Nachfolgefirma der Kammgarnspinnerei, die Schoeller Textil AG, ihren Betrieb in Derendingen. Damit war das weitere Schicksal der Siedlung in Frage gestellt. Insbesondere hätte ein Verkauf einzelner Häuser an die jeweiligen Bewohner oder an aussenstehende Interessenten die Erhaltung des einheitlichen Charakters der Siedlung stark gefährdet. Dank einem baugeschichtlichen Gutachten von Othmar Birkner konnte bei der bisherigen Eigentümerin und der Gemeinde das Verständnis für die grosse Bedeutung der Siedlung gefördert werden. Am 8. Dezember 1988 beschloss die Gemeindeversammlung der Einwohnergemeinde Derendingen, das «Elsässli» zu kaufen. Dadurch wurde es möglich, nicht nur die architektonische Qualität, sondern auch die soziale Struktur der Siedlung bestmöglich zu erhalten.
Bei der Unterschutzstellung der Arbeitersiedlung im August 1989 wurde auf den Charakter und die Eigenart des ganzen Ensembles, die Struktur, Gliederung, Bausubstanz und das äussere Erscheinungsbild der einzelnen Häuser sowie auf den Aussenraum mit seinen typischen Elementen besonderes Gewicht gelegt. In enger Zusammenarbeit mit der Elsässli-Kommission der Einwohnergemeinde Derendingen konnte ein Gestaltungsplan mit Sonderbauvorschriften erarbeitet werden, der den Rahmen möglicher Veränderungen in einem einheitlichen Rahmen festlegt.

Restaurierung
In einer ersten Etappe sind nun die Fenster, die Jalousien und die Gartenzäune der Hälfte der Häuser erneuert worden. Dabei wurde besondere Sorgfalt auf eine auch gestalterisch gute Lösung verwendet, da solche Details gerade bei so schlicht gestalteten Arbeiterhäusern für die Gesamtwirkung sehr bedeutungsvoll sind. Schritt um Schritt sollen in den kommenden Jahren im Sinne eines regelmässigen Unterhaltes weitere Arbeiten ausgeführt werden. *M.S.*

Baugeschichtliches Gutachten: Othmar Birkner, Arisdorf; Architekt: Pius Flury, Solothurn; Bauherrschaft: Einwohnergemeinde Derendingen, «Elsässli»-Kommission, Präsident: Urs Aerni.

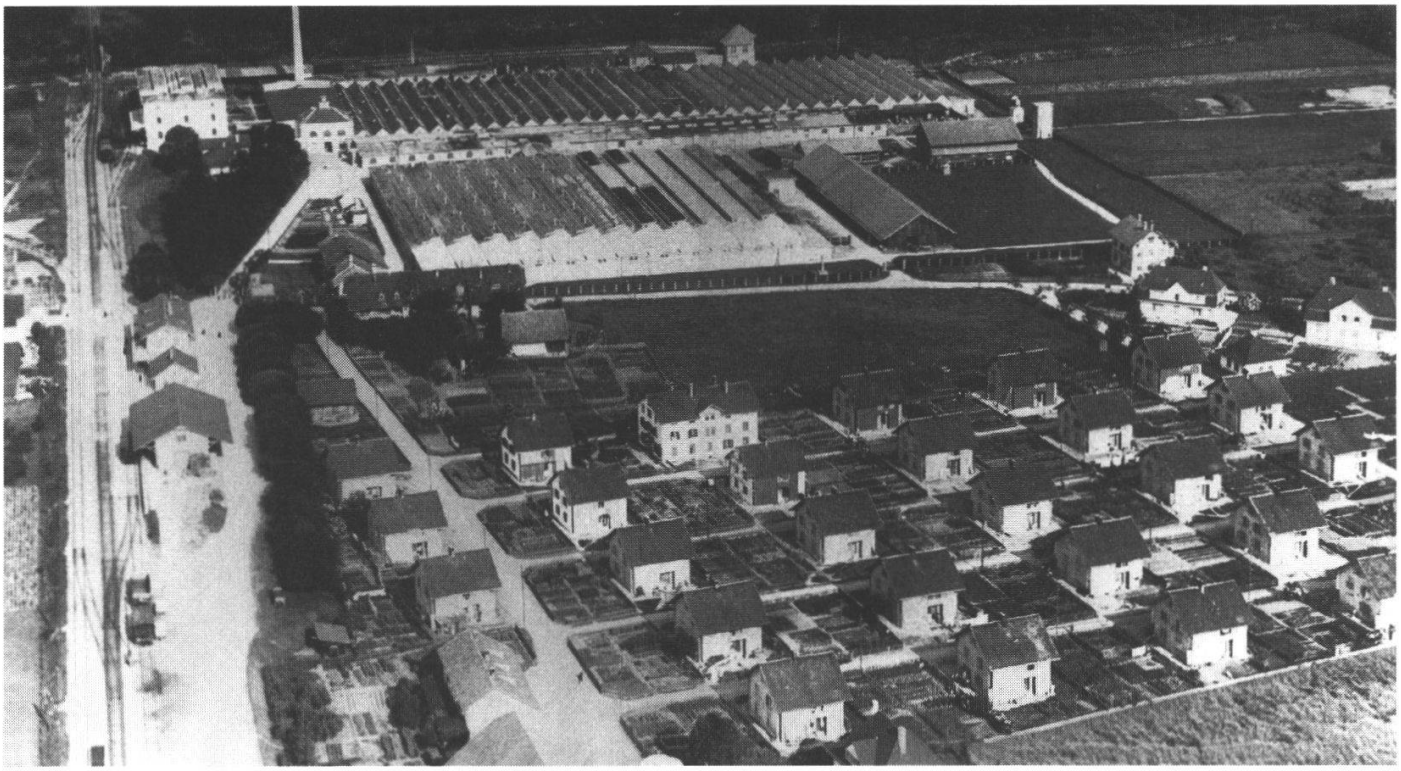


Abb. 3: Flugaufnahme um 1925.

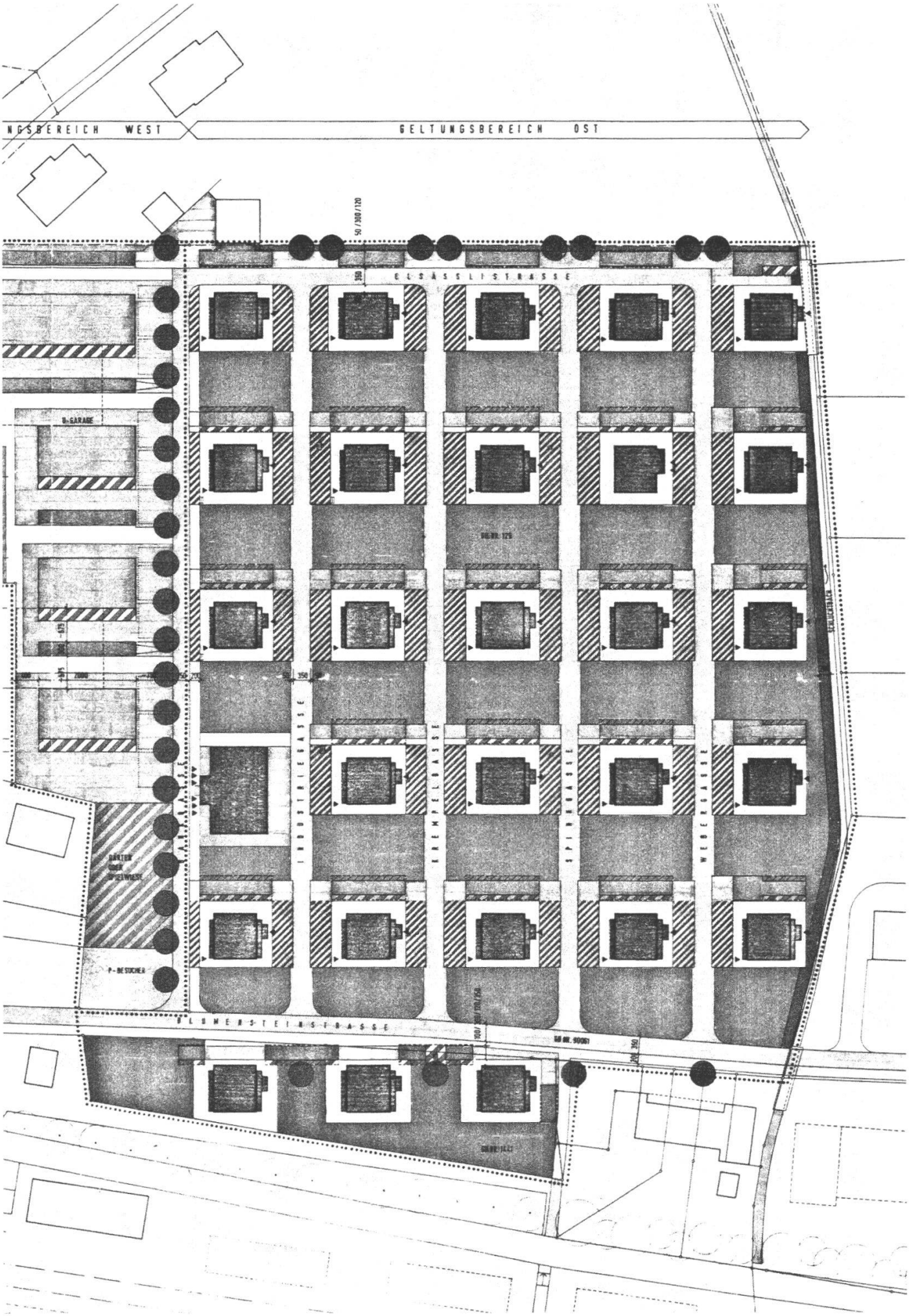


Abb. 6: Ausschnitt Gestaltungsplan.

Egerkingen, Martinstrasse 54

Das Haus gehört zu den bedeutendsten Profanbauten im Oberdorf und ist neben der Kirche ein wichtiges Identifikationsobjekt im Ortsbild von Egerkingen. 1991/92 haben die beiden Eigentümer eine umfassende Sanierung, verbunden mit einem Umbau, vorgenommen und dabei mehr als 1,5 Millionen Franken investiert.

Südfassade rekonstruiert

Unter anderem ist die nach Süden gerichtete Hauptfassade, die bisher durch unschöne Fenster und einen Schaufenstereinbau gestört war, in ihrer alten Form nach Befunden rekonstruiert worden. Die fein profilierten Fenstergewände kamen zum Teil nach dem Entfernen des Fassadenverputzes wieder zum Vorschein, und im Bereich des Schaufensters zeugte ein Entlastungsbogen im Mauerwerk vom Ort und der Grösse eines ehemaligen Fensters. Die Rückführung der Fassade in ihren älteren Zustand wurde vom Denkmalpfleger nicht spontan unterstützt, da er sich dem Leitsatz der optimalen Erhaltung gewachsener Bausubstanz verpflichtet fühlte. Bauherrschaft und Architekt erkannten aber, dass mit der Rekonstruktion der Südfassade das Haus wieder ein ausgeglichenes Gesicht erhalten würde. Sie entschlossen sich trotz der Mehrkosten, die ihnen daraus entstanden, die Fassade in ihre alte Form des 17. Jahrhunderts zurückzuführen (Abb. 1, 2).

Zur Baugeschichte

Das heutige Haus ist an einer Fenstersäule, die hinter der Staffelfenstergruppe im Erdgeschoss steht und ein Bestandteil derselben ist, auf *1649* datiert (Abb. 3). Bei der Dachrenovation wurden die Ziegel untersucht und dabei festgestellt, dass neben zwei 1648 datierten Stücken (Abb. 4), die aus der Bauzeit des heutigen Hauses stammen, ältere und jüngere Exemplare vorhanden sind. Die älteren Ziegel (Abb. 5) sind auffallend schmal (15–16 cm) und lang (42 cm). Sie müssen von der Machart her um die Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden sein, also fast hundert Jahre vor dem Bau des heutigen Hauses. Die jüngeren Ziegel (Abb. 6) stammen aus der Zeit nach 1648/49, vorwiegend aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Nicht datierte Stücke erlauben diese Datierung durch Form und Machart, die sich von Zeitepoche zu Zeitepoche wandelte und die «Handschrift» verschiedener Ziegler tragen.

Älterer Vorgängerbau

In der Westfassade liessen sich Reste eines älteren Vorgängerbaus fassen. Einige Mauerpartien und die Eckquadern einer Nordwest- und einer Südwestecke zeugen von einem zweigeschossigen Bau, welcher in der Nord-Süd-Ausdehnung ungefähr neun Meter mass (Abb. 7), also ungefähr acht Meter weniger als der heutige Bau von 1649. Die gesamte Grundrissausdehnung dieses Vorgängerbaus ist nicht bekannt, da sonst nirgends im Haus Reste gefasst werden

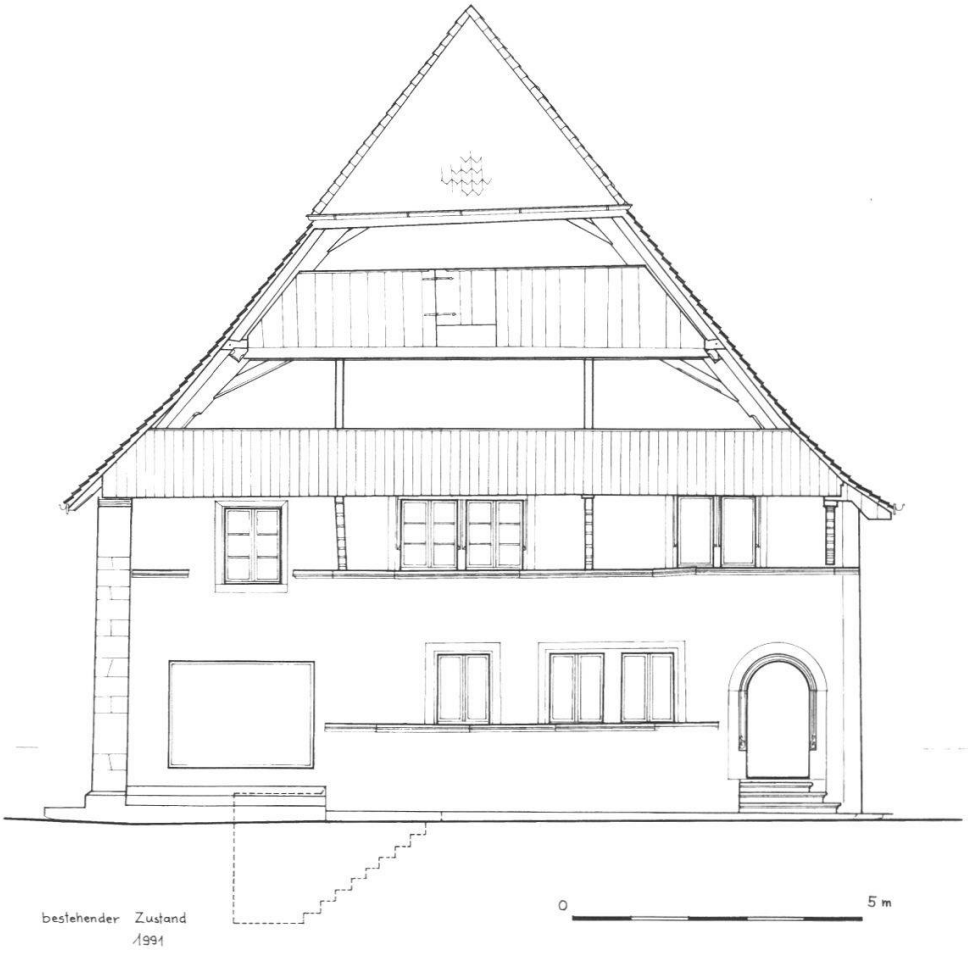


Abb. 1: Die Südfassade im Zustand vor der Rekonstruktion…

konnten, die eindeutig mit ihm im Zusammenhang stehen.

Umbau und Renovation von 1991/92
Neben der Rekonstruktion der Südfassade wurden am Äusseren weitere Veränderungen vorgenommen, die das Haus harmonischer erscheinen lassen als bisher. So sind im Dachbereich die schwerfälligen Schlepplukarnen durch kleinere Einzellukarnen ersetzt worden. Die Westseite erfuhr eine Aufwertung durch den Abbruch eines kleinen Anbaus, die Entfernung des Schaufensters und die Wiederplazierung eines Wetterschutzdächleins über dem Seiteneingang. Im Innern waren Umstrukturierungen nötig, nachdem die Eigentumsverhältnisse zwischen den beiden Besitzern neu geregelt worden waren. Die Grundsubstanz des Hauses befand sich stellenweise in einem bedenklichen Zustand, sie wurde aber, wo immer sinnvoll, instand gestellt. Schliesslich erforderte die Baufälligkeit der Dachkonstruktion eine weitgehende Erneuerung, die nicht vorbehaltlos als geglückt bezeichnet werden kann, da sich der Zimmermann zu sehr nach Senkel und Lot richtete (Abb. 8). *M.H.*

Projekt und Bauleitung: Urs Schibler, Architekt, Obergösgen.

Abb. 3: Die 1649 datierte Fenstersäule, historische Aufnahme aus der Zeit um 1925.

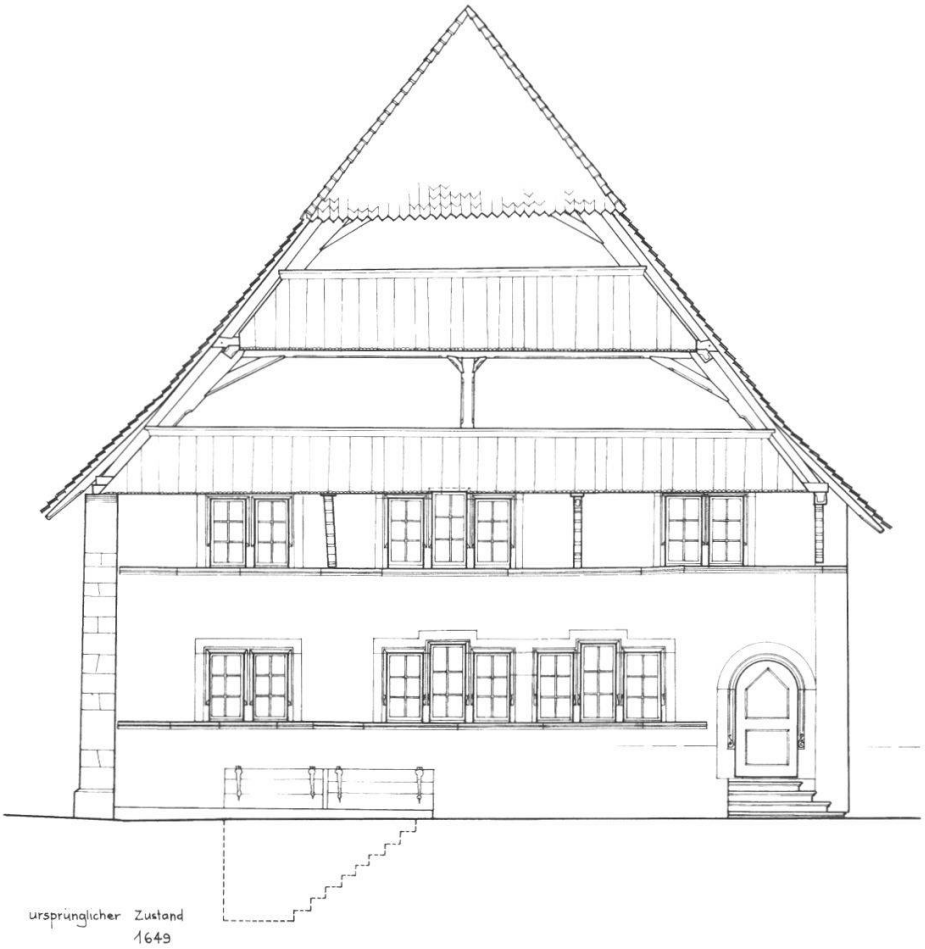


Abb. 2: … und nachher (Idealrekonstruktion nach Befund).

Abb. 4: Die 1648 dadierten Dachziegel.

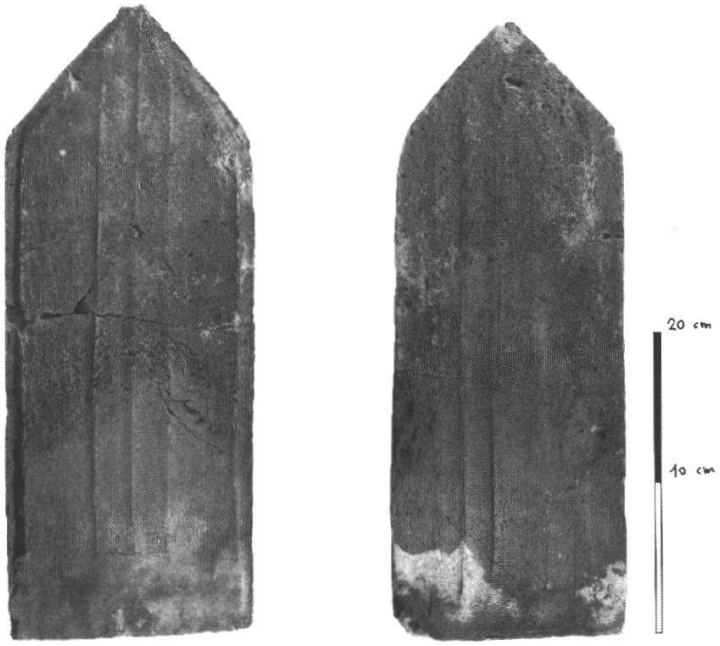
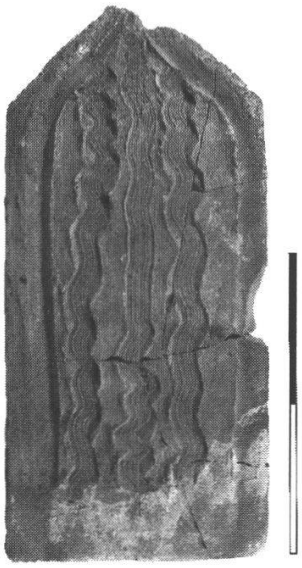
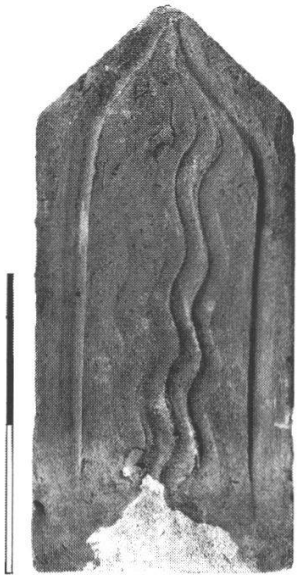
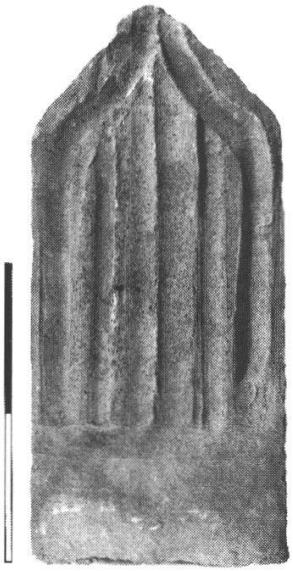


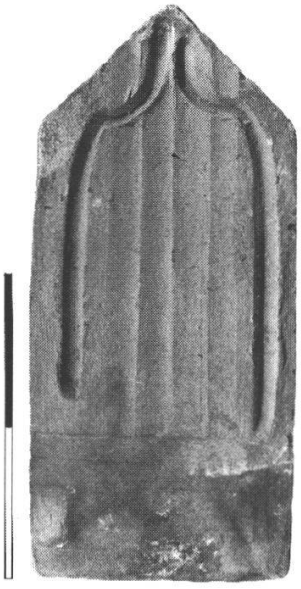
Abb. 5: Ziegel aus der Mitte des 16. Jahrhunderts.

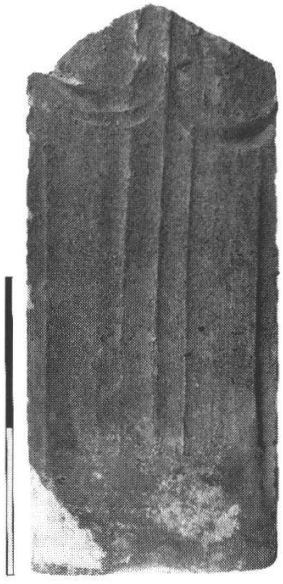

a)

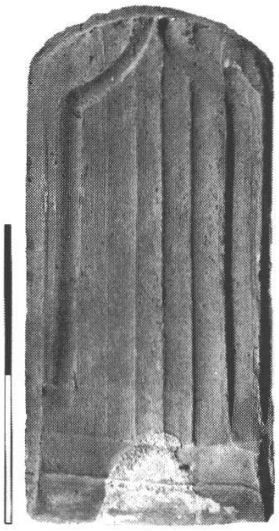

b)

c)


d)


e)


f)


g)

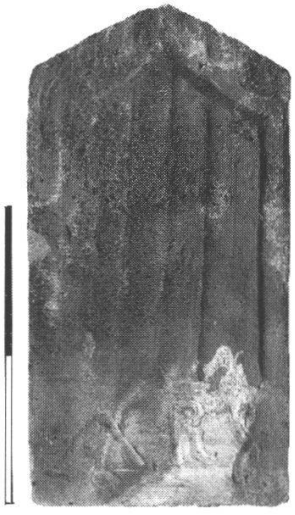

h)

Abb. 6: Ziegel aus dem 17. Jahrhundert (a, b, c), dem 18. Jahrhundert (d, e, f) und aus dem 19. Jahrhundert (g, h).

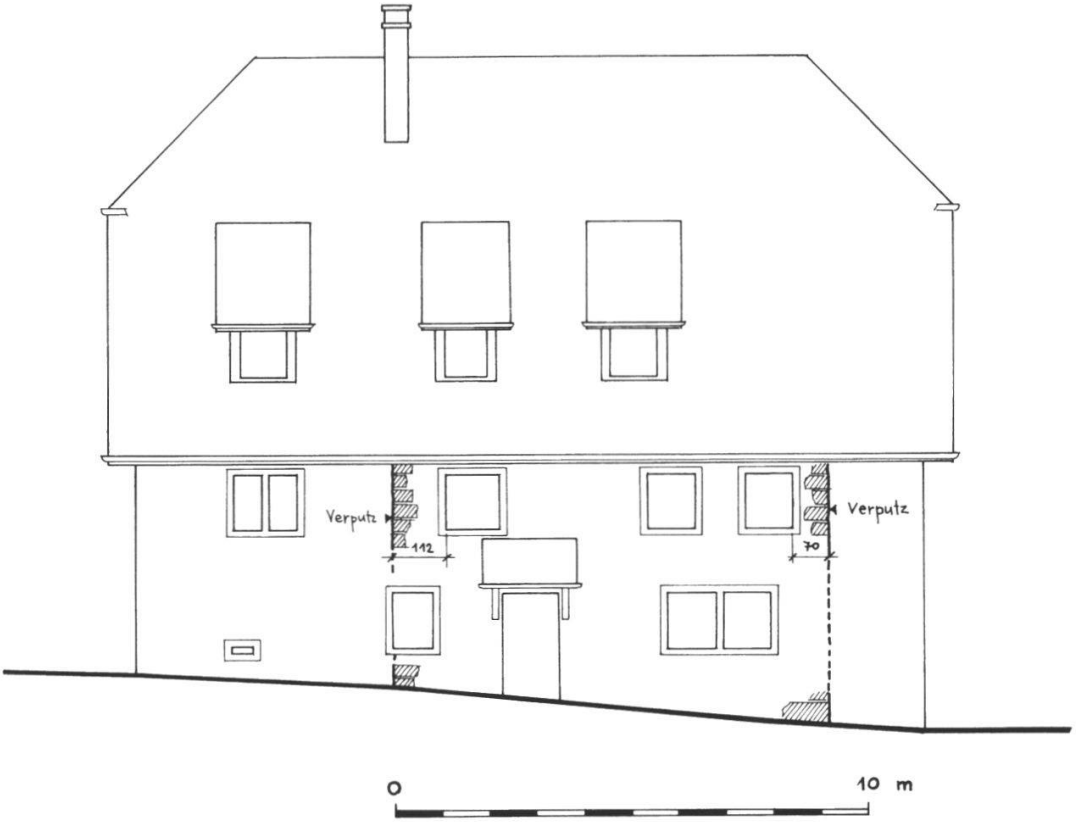


Abb. 7: Befundskizze Westfassade, etwas hervorgehoben die Mauerreste eines Vorgängerbaus.

Abb. 8: Südansicht nach dem Umbau. Die überdimensionierte Stirnverkleidung seitlich der Lauben entstand durch die unsachgemässe Richtung der neuen Sparren, die nicht mehr direkt auf der alten Binderkonstruktion aufliegen.

Abb. 1: Der Hintere Mattenhof, Zustand 1967.

Kammersrohr, «Mattenhof» (Abb. 1)

1991/92 wurde das alte Herrenhaus umgebaut und restauriert (Abb. 2). Es dient nun nicht mehr in Doppelfunktion als Pächter- und Herrenhaus gleichzeitig, sondern ausschliesslich als Wohnhaus der Besitzerfamilie. Da das Haus stark verwohnt war und zudem verschiedene Umbauten der letzten Jahrzehnte nicht durchwegs zu glücklichen Resultaten geführt hatten, musste eine gründliche Sanierung vorgenommen werden. Auf der Westseite wurden die ehemaligen Lauben wieder angefügt. Im Innern sind alle Räume renoviert und die Grundrissstruktur dabei bereinigt beziehungsweise den neuen Anforderungen angepasst worden. Bauherrschaft und Architekt verstanden es, das anfänglich erarbeitete Konzept während den Umbauarbeiten laufend neuen Gegebenheiten anzupassen. So wurde unter anderem eine Wiederherstellung der alten Grundrissstruktur im Erdgeschoss möglich, und das Haus erhielt auch in dieser Zone wieder ein Interieur, das der Würde seiner äusseren Erscheinung entspricht (Abb. 3). Im Obergeschoss wurde der letztmals 1967 erneuerte Saal wiederum umgestaltet. Hier konnte ein bedeutendes Stück der Innenausstattung aus der Bauzeit des Hauses, ein reich mit Intarsien belegtes Türblatt, am alten Platz wieder montiert und in seinen ursprünglichen Kontext gebracht werden (Abb. 4). Die dazu gehörende Verkleidung mit Gesimse befand sich im Estrich deponiert; sie wurde fachgerecht restauriert und wieder montiert. Das Türblatt war um die Jahrhundertwende vom Kanton für die historische Abteilung des Museums erworben worden, stand aber seit einigen Jahrzehnten vergessen in einem Depotraum. Durch die Bemühungen des Bauherrn, die von der Denkmalpflege unterstützt wurden, konnte das Türblatt als Depositum des Kantons wieder an seinen alten Ort zurückgebracht werden. Da die Budgets der Denkmalpflege infolge der Sparmassnahmen begrenzt waren, konnten an die Umbau- und Renovationsarbeiten keine Subventionsbeiträge geleistet werden. Unsere Abteilung beteiligte sich jedoch in beratender Funktion, da das Haus unter kantonalem Schutz steht. Bauherrschaft und Architekt verdienen ein Lob für ihre Anstrengungen, die dem Haus für die Dauer weiterer Generationen ein Überleben sichern.

Baugeschichte

Während den Umbauarbeiten waren verschiedentlich Einblicke in die Grundsubstanz des Hauses möglich. Sie liessen Rückschlüsse zur Baugeschichte zu, welche hier kurz geschildert sein sollen.

Bau von 1577/78

Das Haus geht zur Hauptsache auf einen Neubau zurück, der 1577/78 erstellt wurde. Jahrzahlen finden sich sowohl auf dem Sturz der Tür im ersten Obergeschoss, die vom Treppenhaus aus in den Hauptbau führt, als auch als Einlegearbeit an einer Türverkleidung im gleichen Geschoss (Abb. 6). Zudem stammen aufgrund stilistischer Hinweise die Staffelfenster im Erdgeschoss und im Obergeschoss (Abb. 5) und die Dachkonstruktion aus dieser Zeit. Im Innern war das Haus anfänglich, was das Erdgeschoss betrifft, schlicht ausgestattet. Einfache Sicht-

Abb. 2: Das Herrenhaus nach der jüngsten Renovation.

balkendecken mit eingeschobenen Blindböden, weiss gekalkte Wände und eine einfache Grundriss-Struktur prägten das Bild (Abb. 7). Im Mittelbereich, den man von Osten her durch die heute noch vorhandene Rundbogentür betrat, erreichte man einen langgezogenen korridorartigen Raum, der ganz im Westen eine Küche und die Heizstellen zu Zimmeröfen enthielt. Nach Süden befenstert lagen daran eine grössere (heutiges Esszimmer) und eine kleinere Stube (heutige Küche). Die gleiche Raumeinteilung, vorbestimmt durch einen mitten durch den Hausgrundriss laufenden Deckenunterzug, ergab sich auch für den Hausbereich nördlich des Korridors. Die nur mit kleinen Fenstern belichteten Räume dienten wohl als Nebenkammern, allenfalls als Vorratsräume (heute Waschküche, WC, Garderobe und Büro). Das Obergeschoss fällt schon durch seine ausserordentliche Raumhöhe von etwa 3,5 Metern auf. Hier lagen vornehmere Repräsentationsräume, möglicherweise von Anfang an ein grosser Saal im Bereich über den beiden Stuben des Erdgeschosses (heute Wohnstube). Von der ursprünglichen Ausstattung sind lediglich einige Türblätter, eines samt der dazugehörenden Verkleidung, erhalten geblieben. Die Räume dürften einst mit Täfern ausgekleidet gewesen sein, welche die Wände auf halbe Raumhöhe verschalten. Dieser Eindruck entsteht jedenfalls beim Betrachten einer älteren Fotografie, die eines der Türblätter im Obergeschoss im Zustand um 1920/25 zeigt (Abb. 8). Wie die Obergeschosse des Hauses im 16. Jahrhundert erschlossen waren, ist nicht bekannt. Denkbar ist am Platz des heutigen Treppenhauses ein Treppenturm oder eine Laube mit integrierten Treppenläufen. Der Erbauer des Hauses ist bekannt, es war der Oberst in fremden Diensten *Urs Zurmatten.* Er hatte den Hof samt einigen Häusern, Speichern, Gärten, Matten und Wald im September *1576* von den Brüdern Biberstein erworben und im Dezember 1578 durch den Zukauf des Berges «Mettlen» von der Gemeinde Günsberg arrondiert. Im Oktober *1579* erhielt er die Erlaubnis zum Bau einer eigenen *Kapelle,* die dem heiligen Servatius geweiht war und noch auf den Katasterplänen des späten 19. Jahrhunderts eingezeichnet ist. Die Nachkommen Zurmattens besassen den nach ihnen benannten «Mattenhof» bis in die Zeit um 1660, dann verkauften sie ihn an *Martin Settier.*

Das Treppenhaus von 1675

Der neue Hausbesitzer nahm offensichtlich einige Umbauarbeiten vor. Als wichtigstes Element entstand dabei das heutige Treppenhaus, das mit seiner fast rustikal wirkenden dreiläufigen Treppenanlage eine Besonderheit darstellt (Abb. 9). Das Treppenhaus ist am Sturz der Eingangstür auf 1675 datiert und mit den Initialen des Erbauerehepaares versehen (Abb. 10).

HMS links der Jahrzahl steht für *H*err *M*artin *S*ettier, *FVS* rechts der Jahrzahl für *F*rau *U*rsula *S*chwertzig. Wahrscheinlich ist im gleichen Zeitraum auch der

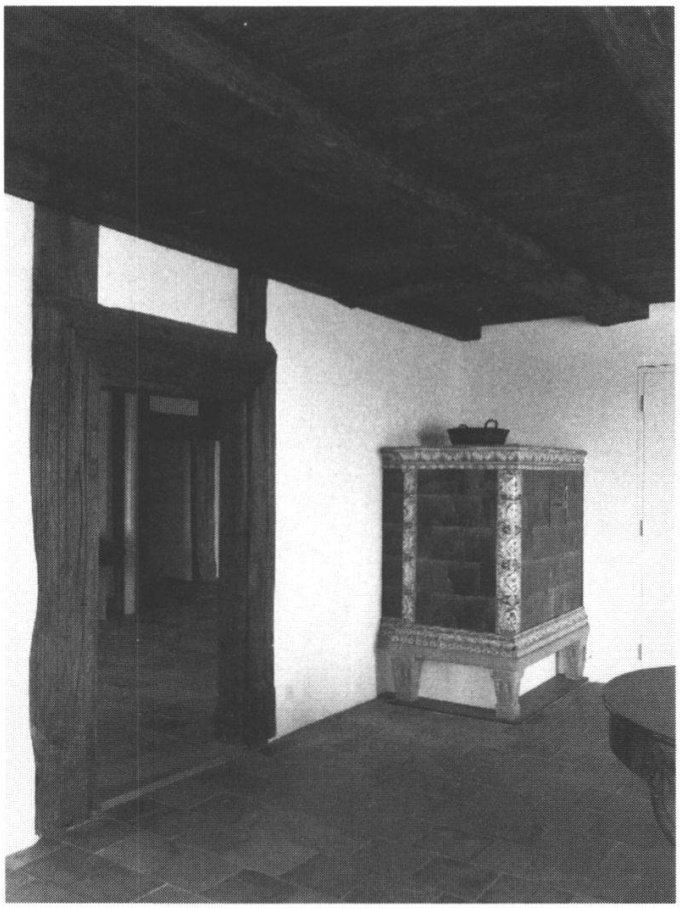


Abb. 3: Stube im Erdgeschoss nach der Renovation. Der Kachelofen von 1760 wurde von auswärts (Glarus) zugekauft.

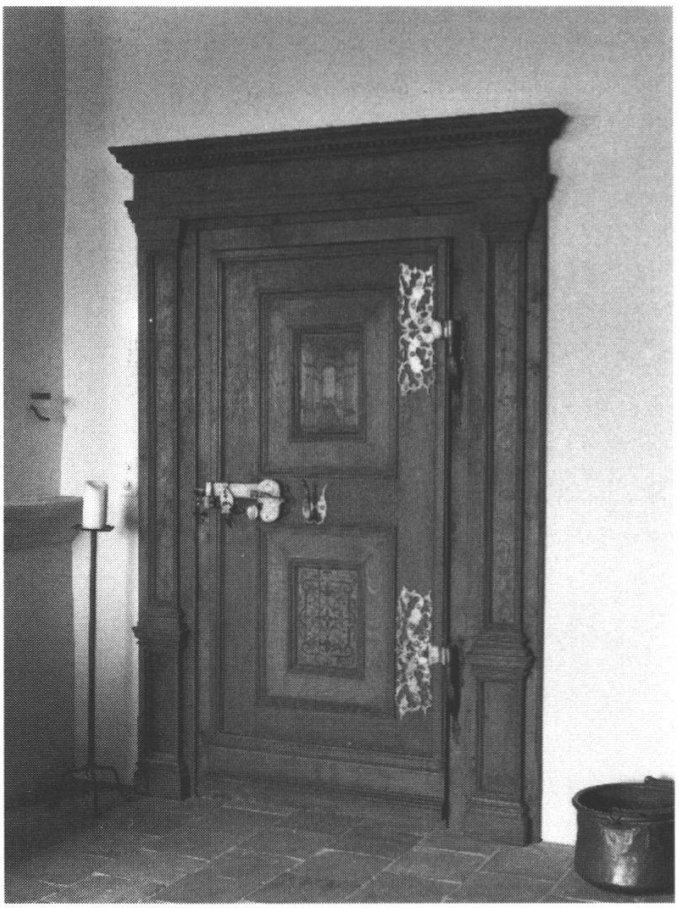


Abb. 4: Tür im Saal des Obergeschosses, nach der Renovation.

Saal im Obergeschoss erneuert und dabei mit den jetzigen Fensteröffnungen versehen worden. Diese wurden jedoch erst im 18. Jahrhundert bis auf den Saalboden hinunter vergrössert und dabei ihrer Mittelstützen beraubt (Abb. 11 a–c).

Besitzer 1718–1993

Eine Enkelin des Ehepaares Settier-Schwertzig, Maria Margaritha Settier, heiratete *1718 Philipp Jakob Joseph Glutz;* sie brachte ihm den Mattenhof mit in die Ehe. Die Besitzerfolge präsentiert sich von da an wie folgt:

1718–1778 *Philipp Jakob Joseph Glutz* und Nachkommen
1778–1803 *Gebrüder Stampfli* von Halten
1803–1811 *Jakob Wyss-Jäggi* von Fulenbach
1811–1818 *Urs Josef Augustin Besenval*
1818–1833 *Helena Betzinger-Frölicher* und Nachkommen
1833–1888 *Urs Eggenschwiler* von Aedermannsdorf und Nachkommen
1888–1910 *Albert Glutz-von Sury*
1910–1935 Jakob Kurt von Attiswil, und Nachkommen
seit 1935 *Dr. Bernhard Hammer-von Orelli* und Nachkommen. *M.H.*

Abb. 5: Profilanlauf an einem der Fenster aus der Bauzeit des Hauses (1577/78).

Quellennachweis: JsolG, Band 19/1946, Seiten 154–156; Band 32/1959, Seiten 183–191; Band 49/1976, Seiten 7–43. StASO, RM 82/1578/187 vom 1.XII. 1578. RM 82/1578/62. RM 83/1579/157 und 186. RM 84/1580/85 und 422 vom 2.XII.1580, und 424 vom 5.XII.1580. RM 184/1680/180 vom 22.III.1680. RM 185/1681/397 vom 12.IX.1681. *M.H.*

Projekt und Bauleitung: Dieter Butters, Architekt, Solothurn.

Abb. 6: Jahrzahl auf der Türverkleidung, die im Estrich deponiert war, nach der Wiedermontage.

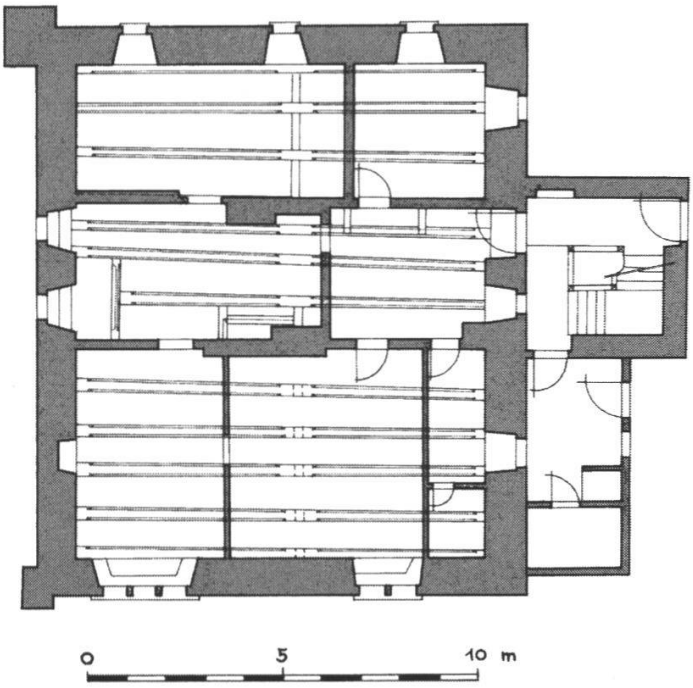


Abb. 7a: Grundriss Erdgeschoss mit eingezeichneter Deckenbalkenlage. Aufnahme 1991.

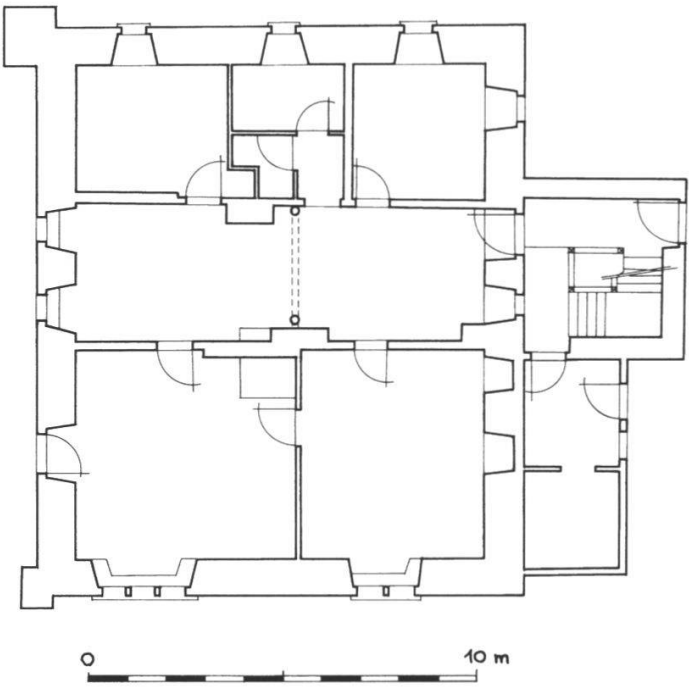


Abb. 7b: Grundriss Erdgeschoss, nach dem Umbau von 1991/92.

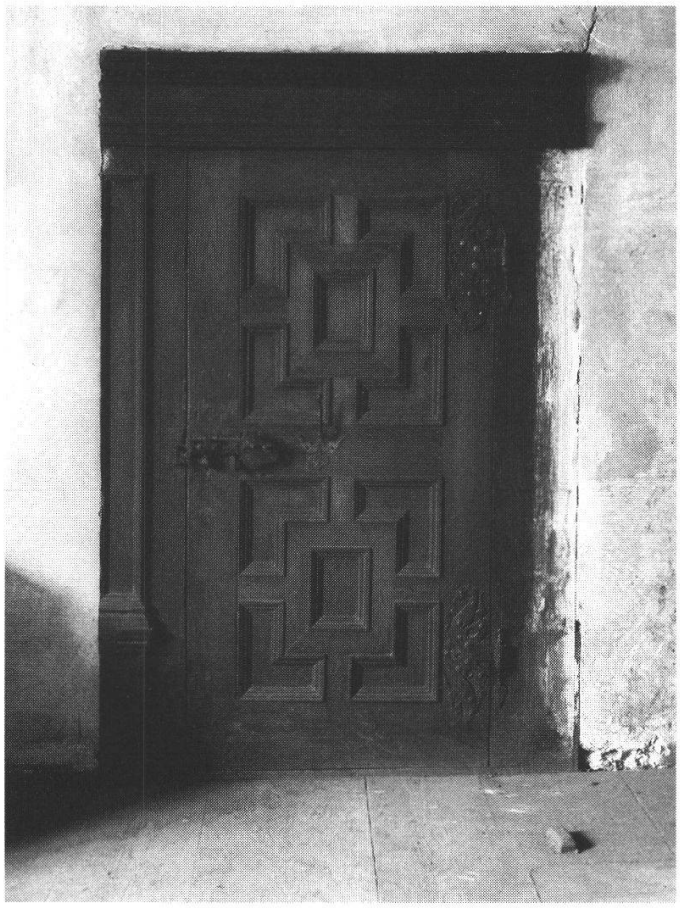


Abb. 8: Türblatt in einem Zimmer im Obergeschoss, Zustand um 1925.

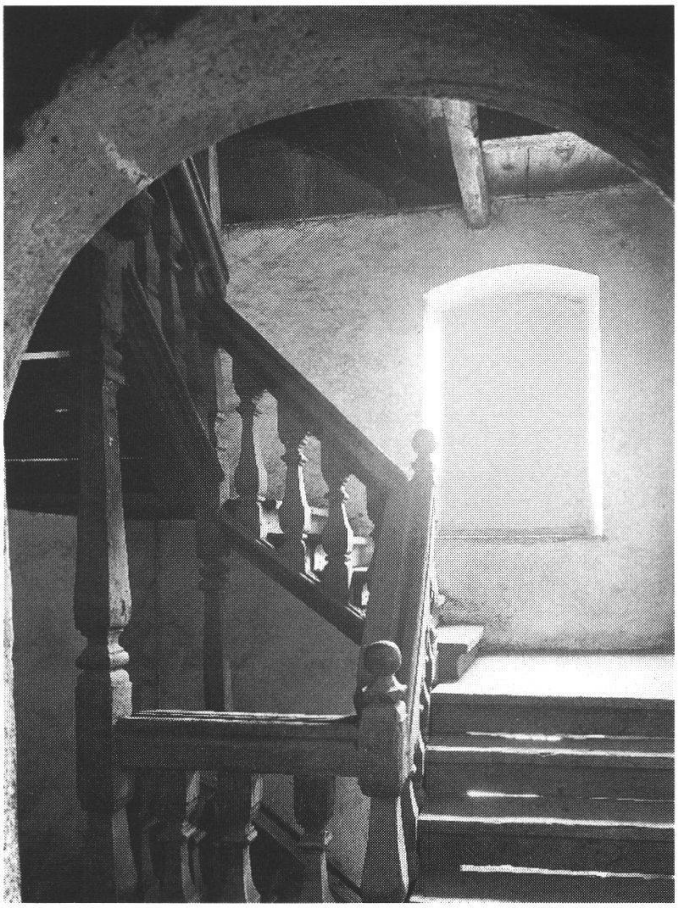


Abb. 9: Blick ins Treppenhaus auf der Höhe des ersten Obergeschosses, um 1925.

Abb. 10: Jahrzahl und Signaturen am Türsturz des Treppenhauses.

a) Zustand um 1578

Abb. 11: Südfassade im Wandel der Zeit,

b) Zustand um 1675

c) Zustand 1992

Abb. 1: Das Haus Nummer 42 vor dem Umbau.

Lostorf SO, Hochstudhaus Nr. 42 (Schlossstrasse 1)

Das Bauernhaus zu Füssen des Schulhaushügels beschäftigte die Denkmalpflege während mehr als zehn Jahren immer wieder (Abb. 1). Das baufällige, 1944 unter kantonalen Schutz gestellte Hochstudhaus war von der Gemeinde Lostorf 1976 gekauft worden; es sollte einer Strassenkorrektur weichen. 1977 ersuchte die Gemeinde den Kanton um eine Abbruchbewilligung, die aber, ebenso wie das Wiedererwägungsgesuch 1978, abgelehnt wurde. 1979 formierte sich aus dem Kreis einiger kulturell tätiger Dorfbewohner eine Interessengruppe im «Verein pro 42», mit dem Ziel, das Haus zu erhalten und einer sinnvollen Neunutzung zuzuführen.

Das Haus wurde so zum Politikum, an dem sich verschiedene Gemüter erhitzten, ohne dass eine tragbare Lösung gefunden wurde. 1980 erfolgte eine Bauuntersuchung, die mit Planaufnahmen verbunden war (Abb. 2, 4, 5). Drei Umbau- und Umnutzungsprojekte, die anschliessend zwischen 1980 und 1985 erarbeitet wurden, fanden vor der Gemeindeversammlung keine Zustimmung, und 1987 wurde das Haus deshalb an die heutige Eigentümerin, die Genossenschaft AWOBA mit Sitz in Lostorf, verkauft. An den Verkauf war die Bedingung geknüpft worden, das Haus sei *innert zwei Jahren nach den Vorschriften der kantonalen Denkmalpflege zu restaurieren.* Das Umbaugesuch wurde im Dezember 1988 eingereicht, der Umbau 1989/90 vollzogen. Der Kostenaufwand belief sich auf mehr als eine Million Franken. Das Subventionsgeschäft ist 1992 abgeschlossen worden.

Baugeschichte

Das in einer leichten Bodenmulde stehende Haus mit seinem tief herunter gezogenen Walmdach ist am Tennstorsturz *1681* datiert und mit der Signatur *MG* versehen. Nachforschungen zu den Besitzern bis in diese Zeit zurück sind nicht angestellt worden, so dass wir nicht sagen können, auf wen sich die Signatur bezieht. Die jüngere Hausgeschichte ist aber in einer Monographie *Lostorf Z B Haus 42* sehr anschaulich publiziert worden (1989, Karin Bischoff und Verein Pro 42). Der Bau von 1681 ist auch nach den Umbauarbeiten von 1989/90 in wesentlichen Teilen erhalten geblieben (Abb. 6, 7), d. h. die Grundkonstruktion wie die Bohlen-Ständerwände auf eichenen Grundschwellen und die imposante, stehende Dachkonstruktion mit ihren Hochstüden (Abb. 5), die als Gesamtes nichts anderes als eine Weiterentwicklung frühmittelalterlicher Bautradition darstellt. Einige eingreifende Veränderungen waren für die ausgedehntere Neunutzung zu Wohnzwecken (das Haus enthält heute eine $4^1/_2$- und eine 5-Zimmer-Wohnung sowie einen Ausstellungsraum) unumgänglich (Abb. 2, 3). Zu den empfindlichen

Verlusten gehört das interessante Tennstor aus dem 17. Jahrhundert, das einer grosszügigen Verglasung in dieser Zone weichen musste. Im Prinzip wurde der Bau jedoch als gewachsenes Baudenkmal mit seinen jüngeren Zugaben aus dem 19. Jahrhundert beibehalten und das Raumprogramm weitgehend den Gegebenheiten angepasst. Neuere Elemente sind als eindeutig erkennbare Zeugen unserer Zeit behutsam eingefügt worden (Abb. 8). *M.H.*

Projekt und Baubegleitung:
Anja Heer-Pirinen, Architektin, Lostorf.
Ausführung: G. Graber, Architekt, Lostorf.

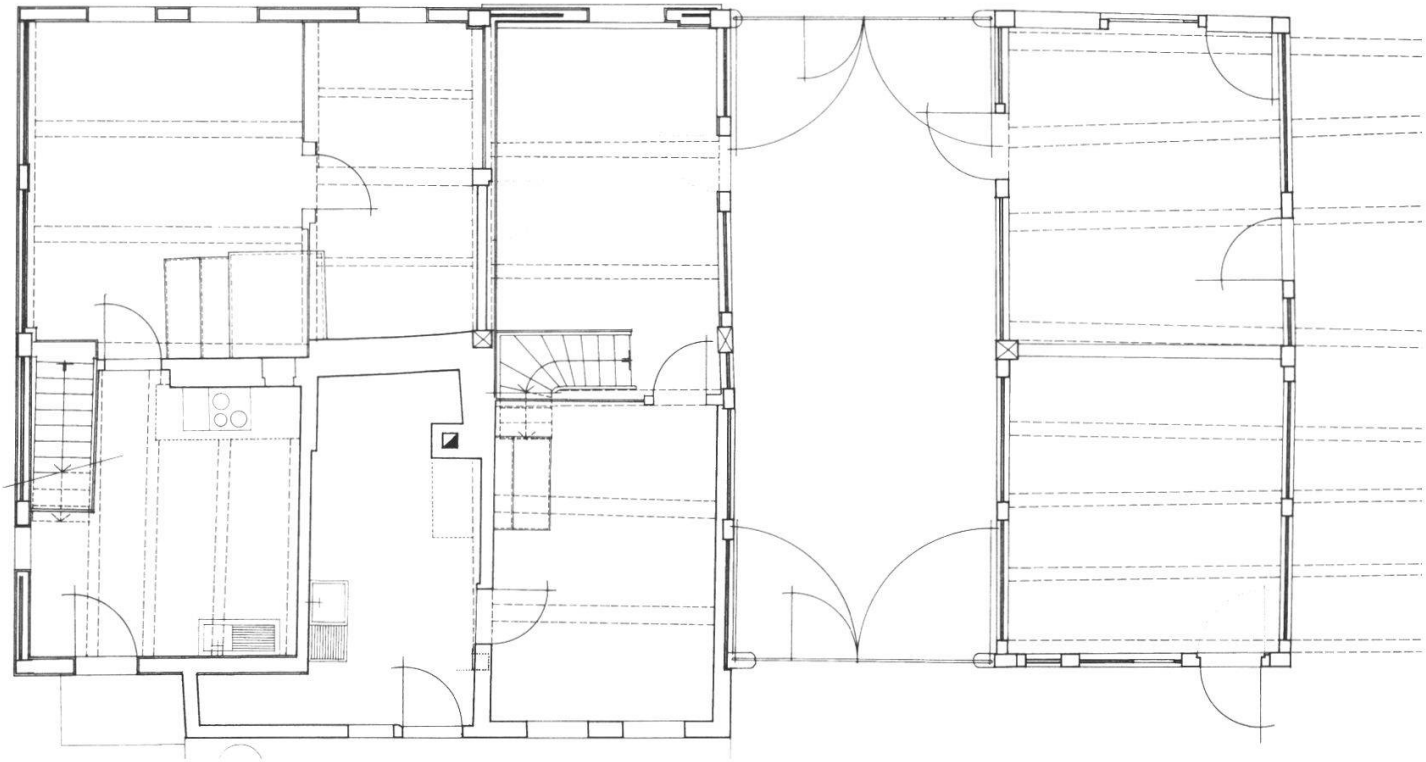


Abb. 2: Grundriss EG, Zustand 1981 vor…

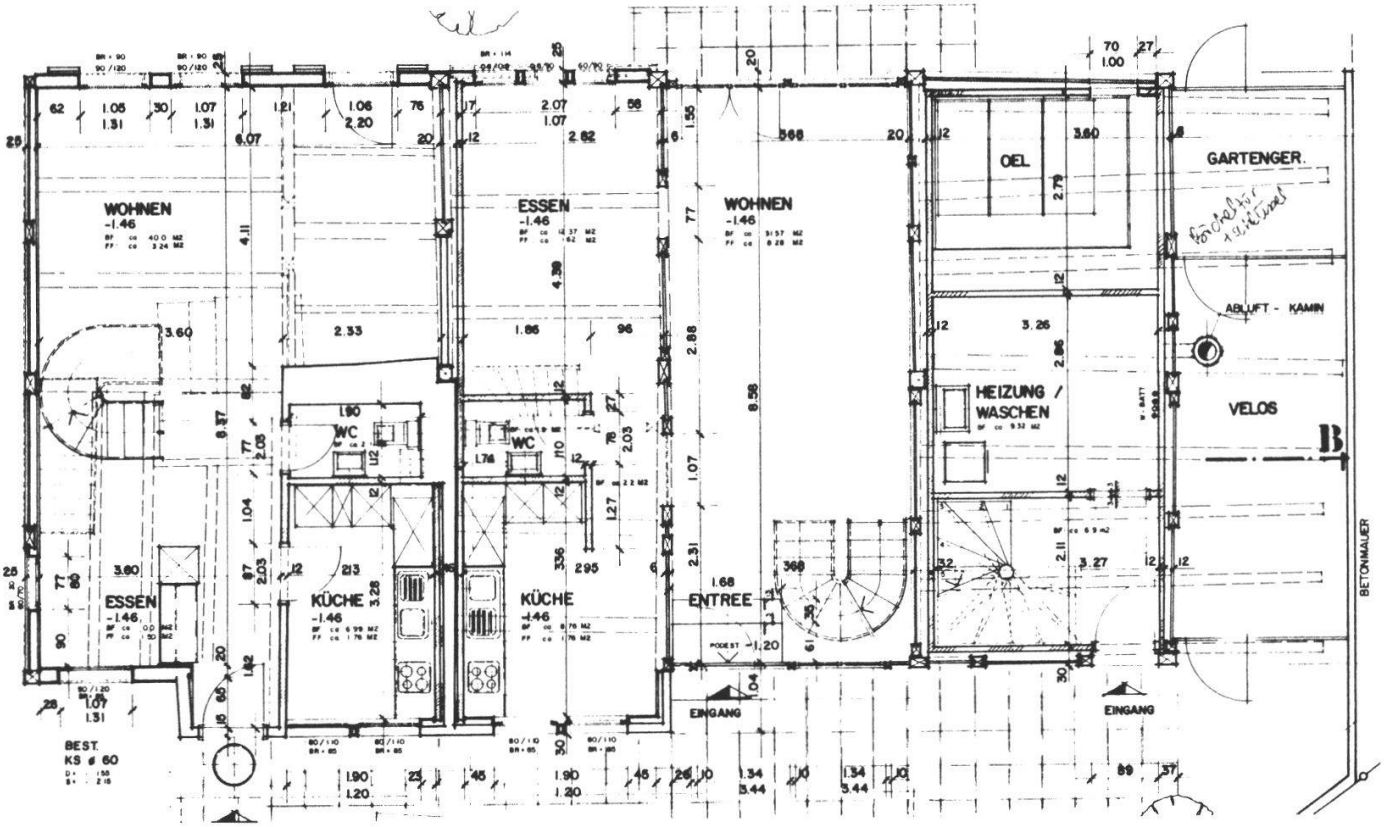


Abb. 3: … und 1992 nach dem Umbau.

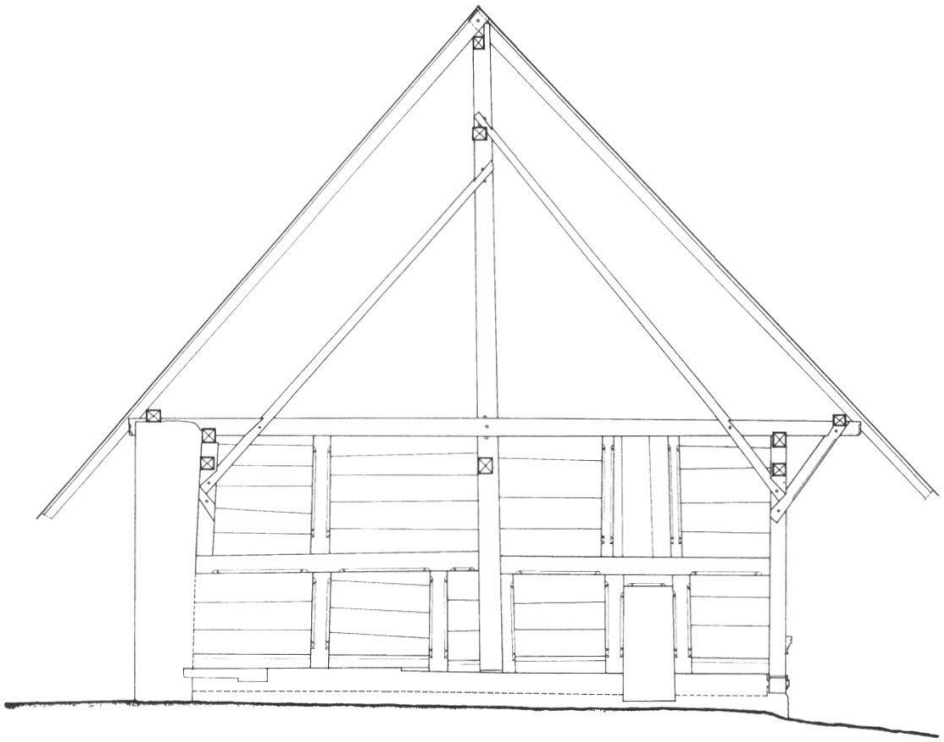


Abb. 4: Querschnittaufnahme durch das Tenn, 1981.

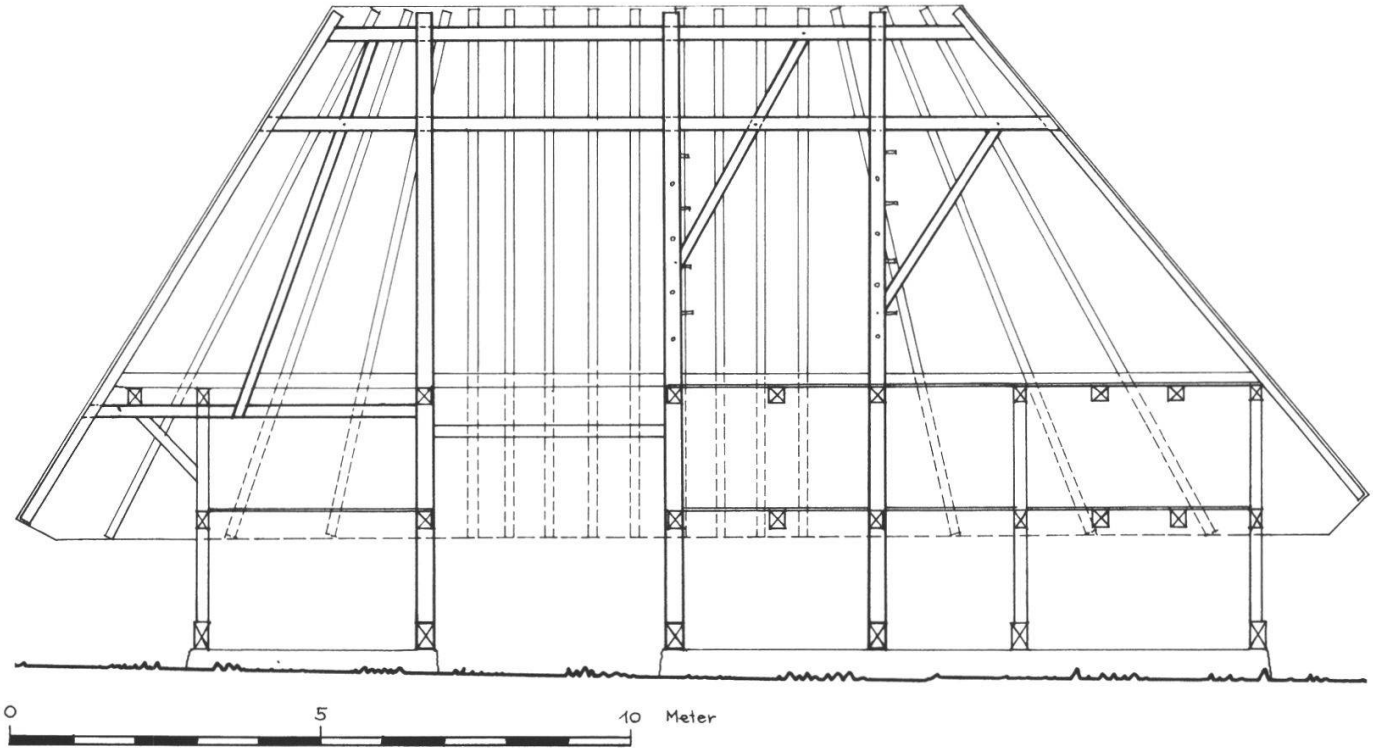


Abb. 5: Längsschnitt, Konstruktionsschema.

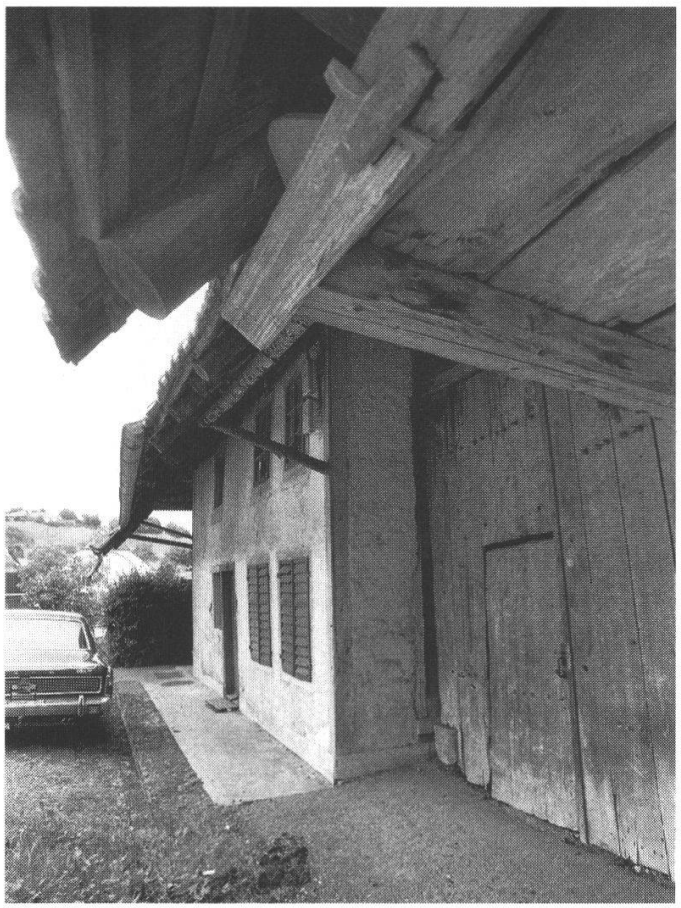


Abb. 6: Detail Nordfassade vor …

Abb. 7: … und nach dem Umbau.

Abb. 8: Konstruktionsdetail Dachvorsprung/Wandverbund, nach dem Umbau.

Abb. 1: Südfassade.

Mariastein, Kurhaus «Kreuz»

Geschichte

Das Kurhaus «Kreuz» in Mariastein ist die alte Klosterherberge, die ins 17. Jahrhundert zurückgeht.

Mit der Verlegung des Benediktinerklosters von Beinwil nach Mariastein im Jahre 1648 entstand auch das Bedürfnis, der wachsenden Zahl von Pilgern, die nach dem Marienwallfahrtsort zogen, Unterkunfts- und Verpflegungsmöglichkeiten zu bieten. 1654 wurde «im Stein» daher ein erstes Wirtshaus erbaut, das 1673 durch einen Brand zerstört wurde.

1680 bis 1682 entstand ein zweigeschossiger Neubau mit süd- und nordseitigen Quergiebeln, der Kern des heutigen Kurhauses. 1696 wurde quer zur Herberge eine stattliche Scheune angebaut, die in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts abgebrochen wurde. Bereits eine Generation später war das Gasthaus zu klein, so dass 1708 das Gebäude um ein Geschoss aufgestockt werden musste. Die beiden Quergiebel wurden dabei entfernt, während der alte Dachstuhl weiterverwendet und um ein Geschoss angehoben wurde. Mit der Aufstockung erhielt das Gebäude seine heutige Gestalt mit dem grossen Satteldach.

Mit der Aufhebung des Klosters Mariastein 1874/75 wurde das Pilgerhaus Eigentum des Staates Solothurn. Dieser verkaufte es 1883 als Wirtshaus «zum Kreuz» an Louis Bauer. 1911 übernahm Julius Bühler das Wirtshaus.

1935 konnte das Gasthaus von einer Kongregation der Franziskanerinnen, den Erlenbader Franziskanerinnen, übernommen werden. Das Gebäude war damals in einem verwahrlosten Zustand, so dass es in den darauffolgenden Jahren recht stark umgebaut werden musste. Die Innenräume wurden weitgehend neu hergerichtet. Die einzelnen Zimmer erhielten warmes und kaltes Wasser, elektrisches Licht und eine Zentralheizung. Sichtbares Zeichen der Veränderungen nach aussen waren auf der Südseite Balkone im ersten Stock. 1938 wurde die Hauskapelle geweiht.

1963 erfolgte mit dem Einbau eines Liftes ein starker Eingriff in die Grundstruktur des Gebäudes, indem der Lift in den nördlichen Arm des kreuzförmig angelegten Ganges gestellt wurde und diesen dadurch stark verunklärte. 1976 erfolgte eine Aussenrenovation der Fassade, wobei die stilistisch unpassenden Balkone wieder entfernt werden konnten.

Beschreibung

Der markante Bau ist nach der Basilika das grösste Bauvolumen im Klosterweiler Mariastein und schliesst diesen nach Westen ab. Der mächtige, mit dem knappen Dachvorsprung und den schlichten,

Abb. 2: Speisesaal.

streng gegliederten Fassaden recht «kahl» in Erscheinung tretende Baukörper weist einen klaren Grundriss mit im Erdgeschoss kreuzförmig angelegten Gängen auf.
Das Kurhaus gehört heute der Beneficentia AG, einer Aktiengesellschaft, die je zur Hälfte vom Kloster Mariastein und von den Erlenbader Franziskanerinnen getragen wird. Das Kurhaus bleibt weiterhin unter der Führung der Franziskanerinnen und wird zusammen mit dem Kloster Mariastein als Pilgerhaus und «Kurhaus für Körper und Geist» geführt.

Restaurierung
Das Restaurierungskonzept umfasste das Herausschälen der ursprünglichen Struktur des Gebäudes, die Restaurierung der Räume in ihrem Charakter und den Einbau der notwendigen zeitgemässen Infrastruktur. Die verschiedenen Umbauten in diesem Jahrhundert waren nicht in jeder Beziehung glücklich und haben insbesondere das Innere stark geprägt. Die Anforderungen an einen modernen Kurhausbetrieb verlangten eine durchgreifende Sanierung der Inneneinrichtung. Dennoch konnte auch im Innern viel historische Bausubstanz erhalten bleiben. So wurden im Speisesaal und in der Cafeteria im Erdgeschoss die alten Holzdecken freigelegt und damit der Zustand des 17. Jahrhunderts wiederhergestellt. Die Verschiebung des Liftes ermöglichte die Rekonstruktion des Querganges mit den Kreuzgratgewölben, so dass der Grundriss mit dem sich kreuzenden Haupt- und Quergang wieder erlebbar ist.
Die Räume im ersten und zweiten Obergeschoss, die 1839 durch Abt Placidus Ackermann vergipst wurden, konnten in ihrem Zustand belassen werden. Die 1938 eingeweihte Hauskapelle behält ihren bisherigen Charakter und dient weiterhin als Ort des Gebets. Die Einbauten im Dachgeschoss mussten aus Gewichtsgründen durch Leichtbauwände ersetzt werden. Die Zimmer werden neu durch Dachgauben belichtet. Der Gang zeigt mit dem Holzriegwerk, den gekalkten Ausfachungen und den schlichten Brettertüren wieder den ursprünglichen Zustand der Aufstockung von 1708.
Die Natursteine der Fenstereinfassungen und Türportale bedurften aufwendiger Restaurierungsarbeiten und einer grauen Fassung mit Ölfarbe. Der Verputz wurde in traditioneller Art mit Sumpfkalk erneuert. Für die Fensterteilung wurde wieder die barocke Gliederung mit Setzholz und Kämpfer und kleinteiligen Glasfeldern übernommen. *M.S.*

Architekten: Anton & Urs Eggenschwiler, dipl. Arch. ETH/SIA, Büsserach; Baukommission: Pater Armin Russi, Pater Norbert Cueni, Sr. Claire-Marie Essig und Karl Scherer; eidg. Experte: Dr. Alfred Wyss, Basel; kant. Experte: Dr. Georg Carlen.

Abb. 3: Zustand um 1930.

Abb. 4: Zustand um 1960.

Abb. 5: Kellergeschoss.

Abb. 6: Erdgeschoss.

Abb. 7: Obergeschoss.

Abb. 8: Dachgeschoss.

Abb. 1: Ostflügel.

Oberdorf, Kurhaus «Weissenstein»
Ostflügel und Sennhaus

Nach der Restaurierung des Hauptbaues und des Westflügels des Kurhauses auf dem Weissenstein in den Jahren 1988 bis 1990 (vgl. Jahresbericht 1989) konnten nun auch der Ostflügel und das ehemalige Sennhaus in ihrer Grundsubstanz und ihrer Aussenhülle (Fassade und Dach) restauriert werden, so dass die Zukunft der Gesamtanlage gesichert ist.
Während beim Ostflügel dieselbe Ausführung und Farbigkeit wie beim Hauptbau und dem Westflügel angezeigt war, unterscheidet sich das nordseitig gelegene Sennhaus durch seinen Holzschindelmantel.
Die dendrochronologische Untersuchung des Dachstuhles des alten Sennhauses hat ergeben, dass dieses wohl 1755 erbaute Gebäude im Zusammenhang mit dem Bau des ersten Kurhauses (Mitteltrakt) in den Jahren 1826/27 ebenfalls einen neuen Dachstuhl erhalten hat. *M.S.*
Architekt: P. Burki, Solothurn;
eidg. Experte: P. Aebi, Bern.

Abb. 2: ehem. Sennhaus.

Abb. 1: Zustand nach der Restaurierung.

Olten, Hauptgasse 33/Oberer Graben 4 (ehem. Möbel Lang)

Der Kopfbau der Häuserzeile am Oberen Graben prägt in seiner markanten Erscheinung den westlichen Eingang zur Altstadt von Olten. Den 1904 im Stile des Historismus mit Jugendstilelementen erbauten Häusern kommt im Stadtbild von Olten daher ein grosser Stellenwert zu. Die mit Natursteinquadern eingefassten, zweigeschossigen Schaufensterfronten waren in ihrer Grosszügigkeit für Olten damals eine Sensation. Der darüber umlaufende Balkon und die Einzelbalkone mit reich verzierten Geländern, die dekorative Ausbildung der Fensterpartien der darüberliegenden zwei Geschosse und das Mansarddach mit dem Ecktürmchen verleihen der Fassade trotz der Grösse des Gebäudes eine erstaunliche Feingliedrigkeit.
In den fünfziger Jahren ist die offene Gestaltung der Schaufensteranlage durch ein umlaufendes Vordach über dem Erdgeschoss und eine Plattenverkleidung der darunterliegenden Fassadenpartie leider arg gestört worden, so dass die harmonischen Proportionen der Fassade gar nicht mehr zur Geltung gekommen sind. Dieses Vordach ist in den siebziger Jahren in einer noch klobiger wirkenden Art erneuert worden. Im Zusammenhang mit der Auflösung des Möbelhauses «Lang» und dem Einbau mehrerer kleinerer Geschäfte ist es dank dem Verständnis der Bauherrschaft gelungen, diese störenden Eingriffe wieder zu entfernen, so dass der ursprüngliche Charakter des Gebäudes mit der zweigeschossigen Schaufensteranlage nun wieder voll zur Geltung kommt. Anstelle des massiven Vordaches wurden jeweils im Bereich der Schaufenster feingliedrige, transparente Vordächer in Stahl-Glas-Konstruktion eingebaut. Im Bereich der Pfeiler sind diese unterbrochen, so dass das Gebäude optisch wieder «auf dem Boden» steht.
Die unschönen Plattenverkleidungen im Erdgeschoss wurden entfernt, was zusammen mit den durch das Vordach verursachten Schäden erhebliche Aufwendungen für die Natursteinrestaurierung zur Folge hatte. Die Wiederherstellung des ursprünglichen Erscheinungsbildes stellt eine erfreuliche und gelungene Aufwertung des Stadtbildes von Olten dar. *M.S.*
Projekt und Bauleitung: C. Belart, Olten.

Abb. 2: Zustand vor der Restaurierung. Das klobige Vordach zerschneidet die grosszügige Schaufensterfront.

Abb. 3: zweigeschossige Schaufensteranlage.

Abb. 4: Glasvordach.

Abb. 1: Inneres gegen Chor nach der Restaurierung.

Abb. 2: Detail Chor.

Olten, katholische Pfarrkirche St. Martin

Nachdem die Absichten, die St. Martinskirche in Olten weitgehend auszuräumen und durch architektonische Kunstgriffe in einen Zentralraum umzuwandeln, auf heftigen Widerstand gestossen waren, entschloss sich die Kirchgemeinde bereits im Jahr 1979, einen der bedeutendsten historistischen Sakralbauten in der Schweiz nach denkmalpflegerischen Gesichtspunkten zu restaurieren.

Geschichte

Die Trennung der Christ-Katholiken von den Römisch-Katholiken in Olten hatte zur Folge, dass eine neue römisch-katholische Pfarrkirche errichtet werden musste. Die Grundsteinlegung für diesen Neubau erfolgte im Jahr 1875; ein Jahr später konnte das Gotteshaus eingeweiht werden. Bereits um 1890 wurde dieses jedoch für die Seelsorge der Katholiken in Olten zu klein. Anfängliche Studien zu einer Erweiterung der Kirche wurden bald verworfen und einem Neubau der Vorzug gegeben. Den Auftrag dafür erhielt August Hardegger. Ein erstes Projekt im Jahr 1904 in neubarockem Stil stiess bei Bischof Jakobus Stammler jedoch nicht auf Gegenliebe, denn es wurde zugunsten einer neuromanischen Kirche abgeändert. Dieses neue Projekt wurde am 17. November 1907 von der römisch-katholischen Genossenschaft gutgeheissen. Am 26. Juli 1908 fand

Abb. 3: Aussen-Apsiden.

Abb. 4: Aussen-Zweiturmfassade.

die Grundsteinlegung statt, und am 14. August 1910 konnte die Kirche geweiht werden. 1922 und 1931 erhielt dann das Innere seine heute noch bestehende Ausmalung.

St. Martin wurde vom Architekten August Hardegger (1858–1927), dem damals wohl bedeutendsten Architekten historistischer Sakralbauten in der Schweiz, entworfen. Daneben waren namhafte Künstler wie der Bildhauer Gysbert Geene (1865–1950) und der Kirchenmaler Fritz Kunz (1868–1947) sowie die Mayer'sche königliche Hof-Kunstanstalt in München an der Ausstattung beteiligt.

Die St. Martinskirche als querschifflose, dreischiffige Säulenbasilika mit einer Doppelturmfassade und einem Dreiapsidenchor lehnt sich einerseits an Vorbilder der Romanik am Rhein in Deutschland, in der Lombardei in Oberitalien, in Frankreich, aber auch in der Schweiz an. Andererseits übernimmt sie Elemente der Sakralarchitektur des Frühchristentums und des Frühmittelalters. Hardegger verstand es, all diese Elemente zu einer neuen Einheit zu verschmelzen und den Bau zu einem hervorragenden Zeugnis des historistischen Sakralbaus zu machen. Ähnliches gilt für die beiden anderen bedeutenden Hardeggerbauten im Kanton Solothurn, die neubarocken Kirchen von Niedergösgen und Kestenholz.

Restaurierung

Über die Jahrzehnte nach der Errichtung hinweg wurde glücklicherweise recht wenig am Bauwerk verändert. 1978 erhielt eine Spezialkommission den Auftrag, eine Innenrenovation vorzubereiten, deren wichtigste Ziele die Umgestaltung des Chorraumes im Sinne der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils sowie die Sanierung der Heizungsanlage, der elektrischen Einrichtungen sowie anderer betrieblicher Infrastrukturen waren. Nachdem dann vorerst die Renovation des Saalbaus vorangetrieben wurde, entschloss man sich 1986 nach einem zweiten Scheitern einer entsprechenden Vorlage, Saalbau- und Kirchenrenovation in einem Zuge vorzubereiten. Dabei gab vor allem die Anpassung des Chorbereiches an die neuen Anforderungen der Liturgie zu ausgedehnten Diskussionen Anlass. Unter Beizug von Experten des Offizialrates sowie der kantonalen und der eidgenössischen Denkmalpflege konnte dann eine Lösung gefunden werden, die sowohl den Bau als historisches Kulturdenkmal respektiert, gleichzeitig aber auch den neuen Bedürfnissen des Gottesdienstes gerecht wird.

Unter Erhaltung der ursprünglichen Ausstattung wurde das Ziborium über dem ehemaligen Zelebrationsaltar gegen das Schiff hin verschoben. Dadurch konnte dem Hauptaltar nicht nur das notwendige

Abb. 5: Orgel.

Gewicht verliehen werden, es wurde auch möglich, in der Hauptapsis eine «Werktagskapelle» einzurichten. Ferner fand die Kanzel an anderer Stelle und ohne Schalldeckel als neuer Ambo Verwendung. Ausstattungsstücke, die erst nachträglich erworben worden waren (Christus-Torso, Muttergottesstatue) wurden neu ausserhalb des eigentlichen Kirchenraumes aufgestellt. Andere Teile der Ausstattung aus der Erbauungszeit der Kirche (Pietà, Taufstein) fanden hingegen erneut Platz im Hauptraum.

Unbestritten blieben die eigentlichen Sanierungsarbeiten, die Erneuerung des schadhaften Verputzes und des Anstrichs, die Isolierung, das Ersetzen der Heizung, die Einrichtung einer Schwerhörigen-Anlage u.a.

Besondere Probleme stellte auch die Orgel, deren Schäden ein Ausmass angenommen hatten, dass sie ersetzt werden musste. Das ursprüngliche Instrument war gegen den Willen Hardeggers nicht nach orgelbautechnischen, sondern nach ästhetischen Kriterien konzipiert worden, indem man der Auffassung war, dass das westliche Radfenster nicht verdeckt werden dürfe. Dies hatte grosse Nachteile für die Klangentwicklung im Raum zur Folge. Die neue Orgel nimmt deshalb nur mehr bedingt Rücksicht auf das Radfenster; sie ist primär nach klanglichen Kriterien in bewährter Technik sowie aufgrund einer genauen Analyse der von Hardegger verwendeten Grundmasse gestaltet. *S.R.*

Leitung: Joseph & Gabriel Wey AG, Architekten, Sursee.
Eidgenössischer Experte: Dr. A. Meyer, Luzern.
Orgel: M. Mathis & Söhne, Näfels.
Literatur: A. Meyer, August Hardegger, Flawil 1970. – M. Ed. Fischer, Zur Bau- und Renovationsgeschichte der St. Martinskirche, in: Jurablätter, 54. Jg., Heft 3/4, März/April 1992.

Abb. 1: Gesamtansicht nach der Restaurierung.

Rüttenen, Jugendstil-Schulhaus

Das 1907 erbaute Schulhaus mit seinen schlichten Jugendstil-Verzierungen ist stilvoll restauriert worden. Das Gebäude zeichnet sich durch seine Schlankheit und Höhenentwicklung aus, was ähnlich wie bei einem Uhrenfabrikbau eine sehr gute Belichtung der Räume ergibt.
Über einem schweren Sockelgeschoss mit Kalksteineckquadern und kräftigen Fenstereinfassungen folgen zwei Normalgeschosse und ein Dachgeschoss als Holzsprengwerk. Das Krüppelwalmdach weist südseitig einen leicht vorstehenden Mittelrisaliten mit Querfirst auf. In der Nordfassade ist das Treppenhaus angegliedert. In den fünfziger Jahren ist ostseitig ein neuer Schulhaustrakt angebaut worden, der dank seiner zurückgesetzten Lage den markanten Charakter des Baues von 1907 jedoch kaum beeinträchtigt.
Die Merkmale des Jugendstils sind an den Tür- und Fenstergittern, am Treppengeländer mit den floralen Ausschmückungen und an den schlichten und doch kraftvollen Dekorationen an den Wänden innen und aussen ablesbar. Diese anlässlich einer Renovation 1950 weiss überstrichenen oder ganz entfernten Verzierungen konnten erfreulicherweise vorzüglich rekonstruiert werden.
In den Schulzimmern und im Gang bildet eine rote Begleitlinie den oberen Wandabschluss. Diese verleiht den im Naturholzton gehaltenen Schulzimmern und dem grau und weiss gefassten Treppenhaus eine besondere Note. In der Südfassade konnte die ursprüngliche Fassadenmalerei mit dekorativen Sonnenblumenranken und den beiden in die Zeit anfangs des Jahrhunderts passenden Leitmotive der Erziehung «Tugend» und «Fleiss» wiederhergestellt werden.
Der warme und freundliche Charakter der Schulräume mit Wandtäfer, Parkettböden und hellen Gipsdecken konnte sehr schön erhalten beziehungsweise wiederhergestellt werden. Verschiedene Details wie Fenster, Böden, Türen usw. bedurften intensiver Besprechungen, um die heutigen Anforderungen an Schulräume mit den stilistischen Merkmalen des Gebäudes in Übereinstimmung zu bringen. Dies ist auf eine sehr schöne Art gelungen. *M.S.*

Architekt: Urs Keller, Rüttenen; Dekorationsmalerei: Gilbert Studer, Hubersdorf; Baukommission Schulhaus: Albert Kuhn, Präsident.

Abb. 2: Detail der rekonstruierten Fassadenmalerei.

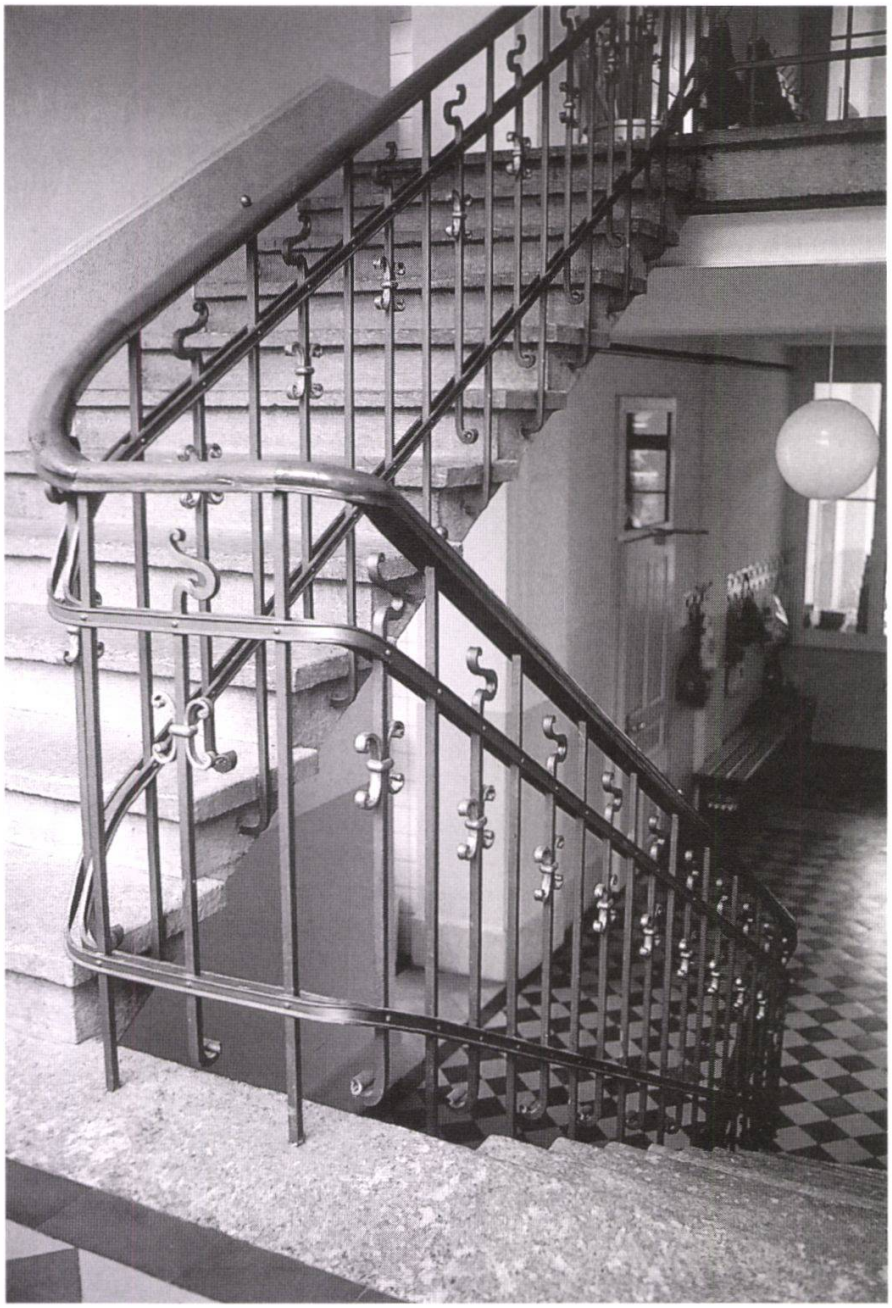


Abb. 3: Treppenhaus mit verziertem Treppengeländer.

Abb. 1: Heutiger Zustand.

Schönenwerd, Alter Storchen

Der schlichte, spätklassizistische Kubus entstand 1859, nachdem das alte Wirtshaus Storchen niedergebrannt war. 1863 übernahm Bally den Storchen. 1972 erfolgte ein Umbau zugunsten von Büro- und Konferenzräumen. Die jüngste Intervention umfasste eine Aussenrestaurierung, währendder insbesondere der Fries mit dem Motiv des klassischen «laufenden Hundes» als oberer Abschluss der Fassade rekonstruiert und das Wirtshausschild aufgefrischt werden konnten. *S.R.*

Leitung: G. Bürgin, Baubüro Bally.

Abb. Ballypark: Pfahlbauten Schönenwerd.

Schönenwerd, Pfahlbauten im Ballypark

Mit der Restaurierung der Pfahlbauten gelang es, eines der wichtigsten Elemente der bedeutenden Parkanlage von Bally in Schönenwerd vor dem Zerfall zu retten und wiederherzustellen.

Geschichte
Im Jahr 1868 begann die Firma Bally in Schönenwerd das unwirtliche, sumpfige und immer wieder überschwemmte Schachenland zu meliorieren. Dies ermöglichte Carl Franz Bally nicht nur den Bau eines betriebseigenen Kraftwerkes, sondern auch das Anlegen eines Parkes zwischen der Aare und dem Bahngeleise. In den Jahren 1888 bis 1890 fand eine bedeutende Erweiterung und Umgestaltung dieser ersten Gartenanlage statt: Teiche wurden angelegt, eine Grotte, eine Kapelle (inzwischen leider abgebrochen), ein Pavillon und die Pfahlbauten errichtet. Dadurch entstand ein Park, der zu den bedeutendsten seiner Art in der Schweiz gehört. Er folgt den zahlreichen Beispielen des englischen Landschaftsgartens des 18. und 19. Jahrhunderts und nimmt deren Eigenschaften unmittelbar wieder auf. Im Gegensatz zum französischen Garten, der die Natur nach architektonischen Prinzipien gestaltet, formt der englische Garten die Landschaft nach den Vorbildern der Landschaftsmalerei oder auch der damals aufgekommenen Guckkastenbühne. Der Besucher wird durch eine künstlich arrangierte Landschaft geleitet, die ihm immer wieder neue, bewusst gestaltete «Bilder» vermittelt. Wichtige Bestandteile dieser Bilder sind jeweils Architekturstücke in einem verkleinerten Massstab oder bewusst gelenkte Ausblicke auf die den Park umgebende Landschaft oder ferne Bauten. All diese Merkmale machen ebenfalls die Parkanlage von Bally in Schönenwerd aus.
Als weiterer prägender Bau der Anlage entstand 1919 das Kosthaus, das zusammen mit einem vorgelagerten Rasenparterre den nördlichen Abschluss des Parkes bildet.

Pfahlbauten
Wohl den wichtigsten Blickpunkt im Garten von Schönenwerd bildet eine Gruppe von Pfahlbauten, die aufgrund der damaligen Forschungsergebnisse von Dr. Ferdinand Keller und Dr. Messikomer gegenüber einer kleinen Grotte mit einem Aussichtspunkt errichtet wurde. Heute sind diese Bauten vom Besucher nicht nur als Blickfang im Garten zu verstehen, sie vermitteln gleichzeitig auch ein romantisierendes Wissenschaftsbild der «Pfahlbauerzeit» des ausgehenden 19. Jahrhunderts.
An den Pfahlbauten wurden bereits 1929 und 1953 Renovationsarbeiten vorgenommen. Mit den jüngsten Massnahmen gelang es, die gefährdete Anlage zu retten und sachgerecht wiederherzustellen. *S.R.*
Leitung: G. Bürgin, Baubüro Bally.

Abb. 1: Restauriertes Schulhaus mit der alten Kirche im Hintergrund.

Selzach, Schulhaus

Geschichte

Die Erstellung des Schulhauses I in Selzach in den Jahren 1836 bis 1840 ist in direktem Zusammenhang mit dem grossen Umbruch des Schulwesens in jener Zeit zu sehen. Mit der Aufklärung hatte sich im ausgehenden 18. Jahrhundert nach und nach das Bewusstsein durchgesetzt, dass der Schulbesuch nicht nur für die oberen Volksschichten der Stadt, sondern für die ganze Bevölkerung anzustreben war. Das kantonale Schulgesetz von 1832 brachte als wesentliche Neuerung die staatliche Volksschule, was Schulbildung für alle, den unentgeltlichen, obligatorischen Schulbesuch sowie die staatliche Lehrerausbildung umfasste.

Dieser Ausbau des Schulwesens machte den Bau des neuen Schulhauses nötig, da die bis anhin benutzten «Schulstuben» den Ansprüchen nicht mehr gewachsen waren. Südlich der Kirche wurden zwei Speicher und ein Ofenhaus aufgekauft und abgebrochen, um an dieser zentralen Stelle im Dorf Platz für den Neubau zu bekommen. Über die turbulente Bauzeit berichtet Ambros Kocher in der Selzacher Dorfgeschichte:

Es herrschte beim Bau grosse Unordnung, bis dann Guardian Zweili zum rechten sah und den Innenausbau des Hauses anordnete. Andererseits wurde nur ein Teil des bewilligten Bauholzes zum Bau verwendet, das übrige auf dem Bauplatz entwendet. Für das abhanden gekommene Holz musste die Gemeinde büssen. Im September 1838 verlangte Oberlehrer Roth, dass vor Winterszeit zwei Schulzimmer zur Benützung bereitgestellt würden. Dies erwies sich als unmöglich, da die Schiefer zur Bedachung, die aus Frutigen erwartet wurden, nicht zur rechten Zeit eintrafen. Bis sie schliesslich auf Flössen die Aare herunterschwammen, war die von Roth gestellte Frist abgelaufen. Die Bauarbeiten aber liefen nachlässig; die Regierung drohte des öftern mit Exekution, wenn die gestellten Fristen nicht eingehalten würden. Nachdem der Termin zur Beendigung am 1. Oktober 1839 abgelaufen war, schickte der Oberamtmann den Landjäger Walker von Bellach, genannt der Türke, auf Kosten der Gemeinde in den Gasthof zum Kreuz. Sein Aufenthalt kam der Gemeinde auf rund 158 alte Franken zu stehen.

Schliesslich konnte das Haus im Frühling 1840 bezogen werden. Im Verlauf des Baues verunglückte Viktor Leimer aus Bettlach tödlich. Die Gemeinde gab eine Entschädigung von 40 Franken. Schliesslich stimmte die Abrechnung ganz und gar nicht. Die Ausgaben, Holz, Fuhren usw. nicht mitgerechnet, beliefen sich auf 19 372 alte Franken. Der Leiter des Baues, ein Leutnant von Beruf, Wirt und angesehener Bürger, liess sich Fälschungen zuschulden kommen, die Kriminaluntersuchungen zur Folge hatten. Er wurde im Juni 1845 mit seinen Kollegen verurteilt. Dann wanderte er im Jahre 1852 nach Amerika aus…

Abb. 2: Schulzimmer mit der Säule in der Mitte.

1891 ist das Schulhaus tiefgreifend umgebaut und erweitert worden. Das Gebäude war ursprünglich 2 Binderfelder, das heisst etwa 7 m weniger lang. Damals wurde der ostseitige Walm des liegenden Dachstuhls vom restlichen Dachstuhl abgetrennt, auf den neuen Gebäudeteil verschoben und dazwischen eine neue Konstruktion erstellt. Diese Veränderung der Dachkonstruktion ist im Dachgeschoss noch sehr schön ablesbar. Ob das Schulhaus – wie ähnliche Schulhäuser aus dieser Zeit – ursprünglich nur zweigeschossig war, ist anzunehmen, kann aber mangels baugeschichtlicher Angaben nicht mit Bestimmtheit gesagt werden.

Beschreibung

Der heute mit seinen acht Fensterachsen langgestreckte, dreigeschossige Baukörper liegt unter einem Walmdach, ursprünglich mit Naturschieferplatten, heute mit Biberschwanzziegeln eingedeckt. Die symmetrische Struktur des Grundrisses mit dem zentralen Treppenhaus und den beiden grossen Schulzimmern pro Geschoss ist klar und einfach. Die regelmässige Gliederung des Gebäudes und die Gestaltung der Innenräume orientieren sich am schlichten Charakter von 1836, stammen in ihrer Gesamterscheinung aber wohl vom Umbau 1891.

Das vom Biedermeier geprägte, schlicht klassizistisch gestaltete Schulhaus nimmt zusammen mit der alten Kirche einen wichtigen Stellenwert im Ortsbild von Selzach ein. 1945 wurde es als kulturhistorisch wertvolles Gebäude unter kantonalen Denkmalschutz gestellt. Das Inventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz (ISOS) vermerkt das Schulhaus als besonders wertvolles Einzelobjekt, das integral erhalten bleiben soll.

Restaurierung

Mit der jetzt ausgeführten Restaurierung des alten Schulhauses konnte den Anliegen der Denkmalpflege in einem hohen Mass entsprochen werden. Die klare Struktur und Gliederung des Gebäudes wurde erhalten, wieder herausgeschält und von unglücklichen Eingriffen wie dem Treppenhaus aus den sechziger Jahren befreit. Die neuen Elemente wurden in einer qualitativ guten, dem Gebäude entsprechenden Art ausgeführt. Die weit gespannte Balkenlage in den Schulzimmern konnte erhalten bleiben, doch mussten die Unterzüge und Holz- beziehungsweise Gusseisensäulen aus statischen und feuerpolizeilichen Gründen ersetzt und verstärkt werden.

Die Nutzung des Gebäudes, insbesondere auch des Dachgeschosses, konnte wesentlich aufgewertet werden, ohne dass die Bausubstanz oder das Erscheinungsbild dadurch beeinträchtigt worden wären. Die Belichtung des Dachgeschosses ist in einer zurückhaltenden Art mit kleinen Lukarnen und Ochsenaugen realisiert worden.

Der Charakter der Schulräume mit Fischgratparkettböden, grau gestrichenem Brüstungstäfer und hellen

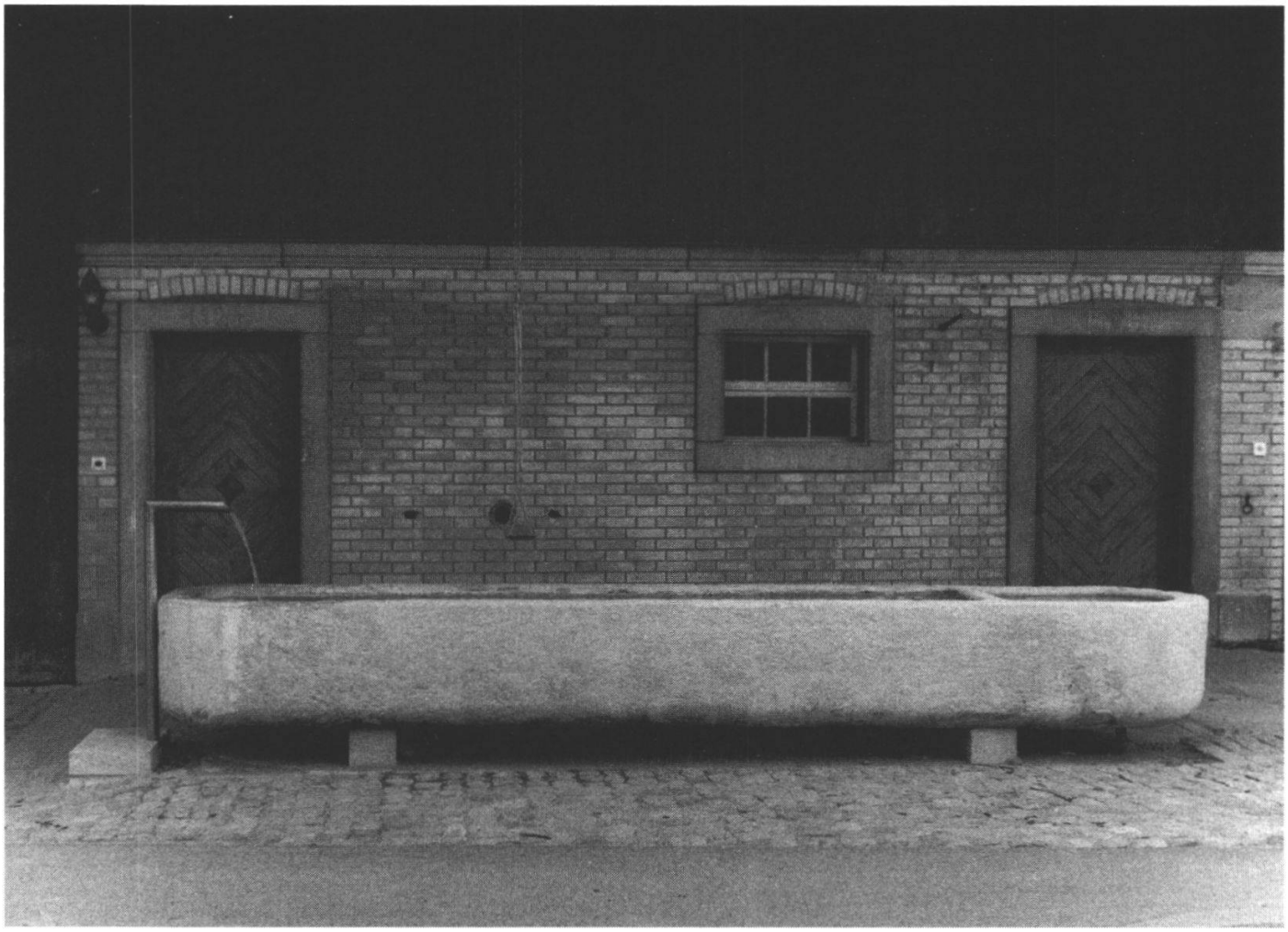
Abb. 3: Mehrzweckraum im neu ausgebauten Dachstock mit der alten Dachkonstruktion.

Abb. 4: Neues Treppenhaus.

Gipsdecken mit einfachen Profilen konnte sehr schön wiederhergestellt werden und verleiht den Räumen ihre unverwechselbare Atmosphäre. Wo gibt es heute noch Schulzimmer mit dem sprichwörtlichen «Platz hinter der Säule»?!

Gelungen ist die Integration von zeitgenössischer Kunst in das alte Schulhaus. Verschiedene Künstler aus der Region haben Werke geschaffen, die die Räume zusätzlich akzentuieren. *M.S.*

Architekt: Bernhard Naef, Selzach; Baukommission Schulhaus: Hans Bösch, Präsident.



Steinhof, Brunnen aus Solothurner Stein

Der Brunnentrog aus Solothurner Stein wies verschiedene undichte Risse und Fehlstellen auf und wurde fachgerecht restauriert. Da kein Brunnenstock mehr vorhanden war, wurde eine zurückhaltende, stilvolle neue Lösung gewählt. *M.S.*

Restaurator: G. Frentzel, Rüttenen.

Abb. 1: Figur (Urs oder Victor?), Vorzustand …

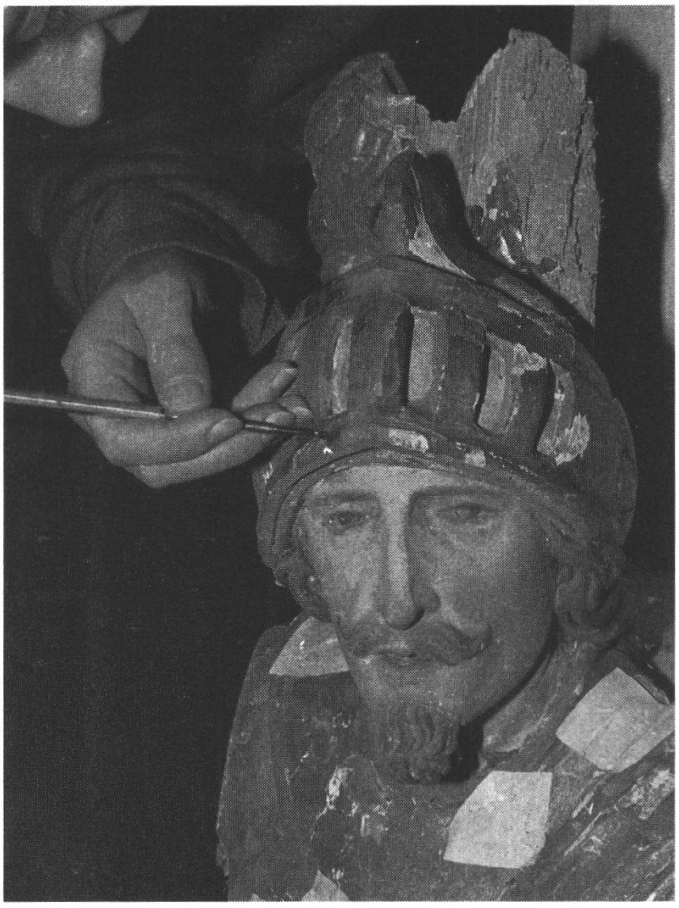


Abb. 2: … Zwischenzustand während der Reinigung und Sicherung …

Abb. 3: …und im Endzustand.

Subingen, ehemalige Kirchenausstattung

Nach jahrelanger Einlagerung auf dem Estrich des Subinger Pfarrhauses konnten die schwer mitgenommenen, ehemaligen Ausstattungsstücke aus der Kirche restauriert werden.

Geschichte

Anlässlich einer tiefgreifenden Umgestaltung der barocken römisch-katholischen Pfarrkirche Subingen in den Jahren 1936/37 wurden der Hochaltar und die beiden Seitenaltäre aus dem Chor verbannt. Etliche der dazugehörenden Heiligenfiguren verschwanden damals, andere wurden auf dem Dachboden der Kirche, später auf dem Estrich des Pfarrhauses eingelagert. Nur einige wenige fanden wieder einen angemessenen Platz im Gotteshaus.

Als vor vier Jahren der Nachbarspfarrei der Heilige Sebastian übergeben werden sollte, wurde die Kirchgemeinde aufmerksam auf den lädierten Zustand der Figuren. Sie ergriff deshalb die Initiative und veranlasste, dass die Fragmente der ehemaligen Kirchenausstattung restauriert werden konnten.

Die Skulpturen

Die zahlreichen, ehemaligen Skulpturen und anderen Ausstattungsstücke der Kirche Subingen, darunter

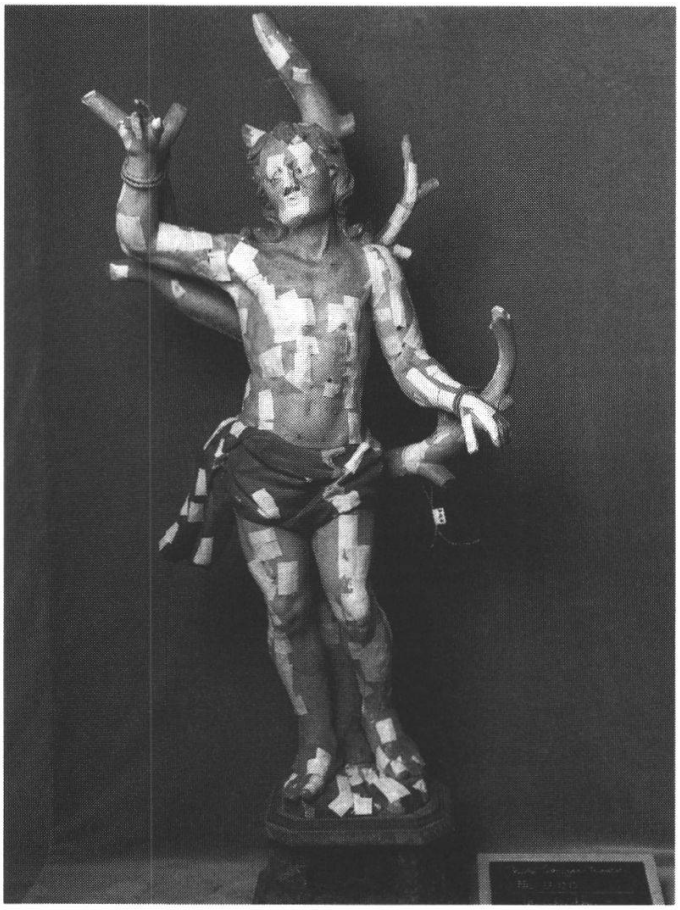


Abb. 4: Sebastiansfigur, im Vorzustand …

Abb. 5: … und im Endzustand.

Abb. 6: Figur, Pendant zu Abb. 1–3, Endzustand.

die Monstranz des einstigen Hochaltars, die beiden Schutzpatrone Urs und Viktor, der Heilige Sebastian und andere Heilige, befanden sich in einem teilweise erbärmlichen Zustand. Jahrelang waren sie schutzlos dem Wurmfrass und extremen Temperaturschwankungen ausgesetzt. Dem Restaurator M. Fischer, Bern, wurde deshalb der Auftrag erteilt, für die Objekte ein geeignetes Konservierungs- und Restaurierungskonzept zu erarbeiten. Dieses beinhaltete schliesslich, nicht das ursprüngliche Aussehen wiederherzustellen, sondern das Schwergewicht auf die Erhaltung der gesamten noch vorhandenen Substanz zu legen. Die jahrelang ihrem Schicksal überlassenen Figuren sind nun fachgerecht restauriert und aufbewahrt; bei passenden Festtagen sollen sie den Kirchenraum erneut bereichern. *S.R.*

Leitung: Michael Fischer, Restaurator, Bern.